

Lena A. Lien



Das Tal
der Frösche

Das Tal der Frösche

[Das Tal der Frösche](#)

[Onkel Erich](#)

[Die Kabunke](#)

[Andrea](#)

[Die Bande](#)

[Andi](#)

[Theresa](#)

[Experimente](#)

[Alfred](#)

[Ich](#)

Die Autorin ist erreichbar unter Lena.A.Lien@gmx.net.

Das Tal der Frösche

Vielleicht bin ich in ein paar Jahren froh, denke ich beim Packen, wenn ich ebenerdig und in einer kleineren, kostengünstigen Wohnung lebe - das Stiegensteigen fällt mir von Jahr zu Jahr schwerer. Hinter dieser griffigen Behauptung verberge ich meine wahren Ängste vor Armut, Alter und Krankheit. Die letzte Vorsorgeuntersuchung hatte bedrückend geendet; die Mammographie mußte wiederholt werden, um Gewißheit zu bekommen. Ich versuchte, nicht daran zu denken, wie es nach der Operation sein würde.

Ich sitze auf dem Boden der fast leeren Wohnung, massiere meine schmerzenden Knie und trinke ab und zu ein Schlückchen kalten Tee im schrägen, kühlen Licht der Oktobersonne, während ich meine Kartons betrachte. Gewissenhaft und bedächtig habe ich alles verpackt; der Schreibtisch, die Bücherregale, die Kästen sind fast alle leer. Mein Gott, was hat sich alles mit den Jahren angesammelt! Bei jedem Erinnerungsstück, bei jedem Zettelchen, bei jedem Brief oder Ansichtskarte fliegen Gedankenketten durch meinen Kopf, erinnern mich an diesen oder jenen Ausflug, an manche schöne Reise oder an Freunde und Liebhaber aus fern vergangener Zeit.

Unbewußt habe ich mich von der Gegenwart Schicht für Schicht in die Vergangenheit vorgearbeitet. Ganz, ganz unten - die blonden Zöpfe, die ich mit 16 abschneiden ließ, und meine alten Tagebuchhefte. Mit einer gewissen unerklärlichen Scheu nehme ich die alten, abgegriffenen Hefte in die Hand, blättere kurz darin, bevor ich sie weglege. Langsam, unaufhaltsam und eindringlich vollzieht sich die Wiederauferstehung der Vergangenheit, langsam formen sich Bilder aus einer Zeit, die schon ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Der Krieg, gegen dessen Ende ich geboren wurde. Die Jugend, die ich in dem kleinen Kaff in den Voralpen verbrachte. Die Freundinnen und Spielkameraden, unsere Abenteuer und die heimlichen Spiele. Mein Vater, mein über alles geliebter Vater, und meine Mutter. Die tapferste Mutter dieser Welt.

Und - die Katastrophe.

Ich bin seltsam verwirrt, bin bei meiner Arbeit in der Bibliothek unkonzentriert, gehe wochenlang den alten Tagebuchheften aus dem Weg und schiebe die drängenden Gedanken immer wieder zur Seite. Ich habe schon genug geschrieben, es ist auch schon alles einmal geschrieben worden; dennoch: meine Geschichte, meine ureigene Geschichte, ist noch nicht geschrieben. Nicht diese Geschichte.

Ein Spaziergang mit meinem Vater am Ufer des Chiemsees. Damals, nach dem Ende des furchtbaren Krieges, war die lange Busfahrt zum Chiemsee sicher ein großer Luxus, aber mein Vater wollte den Sonntag mit mir verbringen - so dachte ich damals, nicht ahnend, daß diese wunderschönen Sonntage in Wirklichkeit Besuchstage nach dem Ende ihrer Beziehung waren. Ich jedenfalls lief, hüpfte und tändelte im Sonnenschein auf dem Uferweg neben meinem Vater einher und fragte ihm (vermutlich) Löcher in den Bauch, wie es Kinder eben tun.

Mein Vater schmunzelt und kratzt sich am Hinterkopf. So ungefähr ist das, sagt er, so ungefähr, aber eigentlich macht die Tante nur einen Scherz. Die Kinder bekommen Papa und Mama, die bringt nicht der Storch. Doch, beharre ich eigensinnig, sie hat's gesagt! Er lacht und sagt, daß das eben die alten Kindermärchen sind, aber wenn du größer bist, wirst du schon alles verstehen. Heute erzählen sie dir halt, daß der Storch mit seinem langen Schnabel im Froschteich stochert, bis er zwischen all den Fröschelein ein kleines Baby findet, dann steigt er majestätisch auf und bringt das Kind in seinem Schnabel zur Mutter - und wenn er ihr das Kind in den Schoß legt, dann kann es schon mal vorkommen, daß er sie mit seinem langen, spitzen Schnabel ein wenig zwickt. Vater lacht und streicht mit seiner wunderbaren, warmen Hand über meinen Blondschof. Wir werden alle vom Storch aus dem Teich im Tal der Frösche herausgefischt, als Kinder, und erst wenn wir dieses Tal verlassen haben, sind wir erwachsen.

Plötzlich schwappt eine warme Welle voll liebevoller Erinnerungen an ihn über mir zusammen, krampft sich um mein Herz und läßt meine Tränen aufsteigen, bleibt als häßlich kratzender Kloß in meinem Hals stecken. Während der langen gemeinsamen Wartezeit auf Mutters Rückkehr brauchte es damals sehr lange, bis ich zu erahnen

begann, wie ihre Liebe starb. Was verstand ich schon davon, was er als Kriegsheimkehrer empfinden mußte, wenn die Leute im Dorf meine Mutter hinter vorgehaltener Hand als Soldatenliebchen und Franzosenhure beschimpften. Was verstand ich schon davon, wie verzweifelt sie nach meiner Geburt gewesen sein mußte, als Vater nach Kriegsende nicht und nicht heimkehrte und sie ihn tot glaubte. Was verstand ich schon damals über die doppelbödige Moral und die Leute, die sich gerne als keusche Biedermänner gaben, in Wahrheit jedoch bei jeder Gelegenheit ihren Teil an Geilheit und Sex austobten...

Nein, sag jetzt nichts! Ich schreibe, schreibe mit wehem Herzen über die Zeit, als ich noch im Froschteich schwamm und der Storch mich herausfischte, um mich ziemlich unsanft in den Schoß dieser Welt fallen zu lassen. Es ist eine seltsame Mischung aus Sehnsucht, Trauer, Wut und Lust, mit der ich über meine Anfänge im Tal der Frösche schreibe.

Onkel Erich

Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, wann und wie meine kindliche Sexualität erwachte. Oder vielleicht doch; da war die Sache mit Onkel Erich. Vorausschicken muß ich, daß ich mich heute kaum noch zurückerinnere, denn ich war etwa 6, vielleicht schon 7.

Vater hatte die Arbeit am Hof aufgeben und sich als Lastwagenfahrer verdingen müssen, er war oft wochenlang unterwegs. Mutter war mit mir — wie Vater manchmal scherzte — „im Tal der Frösche“ allein. Eines Tages war plötzlich Onkel Erich da; offensichtlich ein Krieginvalide, der neben seinem steifen Bein und dem leer herabbaumelnden Hemdsärmel auch etwas seltsam im Kopf war und nie redete. Mutter nahm den völlig ausgehungerten und schrecklich abgemagerten Onkel auf, obwohl wir selbst sehr sparsam sein mußten. Er war kein wirklicher Onkel, aber wir nannten ihn alle so.

Er saß tagein tagaus im Geräteschuppen hinter dem großen Holzstoß und starrte auf das Feld hinaus. Wenn das Essen gerichtet war, schickte mich Mutter, ihn zu rufen, und ich lief jauchzend los, um ihn dann an der noch vorhandenen Hand hervorzuzerren und nährisch hüpfend und tändelnd zur Küche zu bringen. Ich glaube, damals fehlte mir Vater sehr.

Wenn ich so zu ihm losrannte, hörte sein Gsumme und das geheimnisvolle Nesteln auf, und nie wurde meine Neugier gestillt, was er denn da herumnestelte. Von Tag zu Tag wurde ich neugieriger, was Onkel Erich vormittags und nachmittags tat; denn immer, wenn ich näherkam, sah er lächelnd aufs Feld hinaus und tat nichts, bis ich eines Tages die Idee hatte, mich durch den Keller, die Furcht tapfer verbeißend, an ihn heranzuschleichen. So kam ich zu dem letzten Kellerfensterchen, durch das ich hinaufsehen konnte. Onkel Erich saß ruhig da, hatte seine Hand vorne in die Hose gesteckt und spielte mit seinem Zipfel.

Ja, mit seinem Zipfel, denn ich hatte bei Andi, dem Nachbarbuben, gesehen, daß Buben statt des Schlitzchens so ein kleines, bau-

melndes Zipferl haben. Und der stand nun bei Onkel Erich aus dem Hosenschlitz heraus und er spielte damit, rieb es langsam hin und her und das war eigentlich schon alles. Ich trollte mich wieder und bekam dann wieder Zweifel, ob denn das schon alles sei. Ich verbrachte nun jede freie Minute damit, mich ans Kellerfenster heranzuschleichen und ihn zu beobachten, aber alles was ich sah, war lange, lange nichts und dann ein bißchen Zipfelspielen und dann wieder nichts.

Neugierig, wie ich war, wollte ich aber alles noch genauer sehen. Also kletterte ich eines Tages ganz, ganz vorsichtig auf den Holzstoß, der unter dem Kellerfenster war, und wartete gespannt aufs Zipfelspiel. Nun konnte ich viel genauer sehen, daß Onkel Erich den Zipfel mit der Hand fest umklammerte und langsam auf und ab rieb. Ich sah, wie was kleines Rotes an der vorderen Spitze auf und ab tanzte, zwischen Onkel Erichs Fingern. Ich reckte mich höher, um es noch genauer zu sehen und trat dabei ein paar Holzscheite los.

Onkel Erich hielt inne, ließ das Zipferl in die Hose gleiten und sah mir direkt in die Augen. Ich war starr vor Schreck und wollte schon losheulen, da lächelte er sehr freundlich und schüttelte beruhigend den Kopf, ich solle doch nicht weinen. Ich kuckte ihn mit großen Augen an, und auf einmal winkte er mir, ich solle doch zu ihm kommen. Nach einigem Zögern überzeugte mich sein harmloses Lächeln, und ich kletterte durchs Kellerfenster hinaus. Ich setzte mich neben ihn und wir sahen gemeinsam aufs Feld hinaus.

Das ging einige Tage so, ich begann es eintönig und langweilig zu finden. Eines Tages mußte ich nun dringend pinkeln und ging zum Holunderbusch, hockte mich hin und ließ es laufen. Ich blickte in die Runde und sah, wie Onkel Erich seine Hose aufknöpfte und den Zipfel zu reiben begann, während er mir beim Pinkeln zusah. Als ich fertig war, stand ich auf und war unschlüssig; doch Onkel Erich winkte mir, ich solle zu ihm kommen. Dann hieß er mich auf das Tischchen klettern und bedeutete mir, ich solle mich dort hinhocken. Als ich begriff, folgte ich arglos und hockte nun vor ihm, während er mir unter den Rock guckte und mein Schlitzchen anstarrte; im Sommer trugen wir Mädchen auf dem Land ja nur selten Unterhöschen. Er guckte und guckte und bekam einen ganz roten Kopf, erst jetzt fiel mir auf,

wie hell seine blonden Haare und Augenbrauen waren. Ich hatte ein bißchen Angst und genierte mich, aber er flüsterte, ich solle keine Angst haben und dann hatte ich auch keine mehr; im Gegenteil, ich bekam ein ganz spannendes Gefühl. Und während er zwischen meinen gespreizten Beinen aufs Schlitzchen sah, zog er rasch sein Zipfelchen heraus und rieb daran, auf und ab, bis ein paar weiße, klebrige Tröpfchen herausspritzten.

Danach verstaute er das Zipfelchen wieder und wir kuckten wieder aufs Feld und schwiegen, denn Onkel Erich wollte praktisch nie reden. Das starke, brennende Herzklopfen war immer stärker als meine Angst, ihm mein kleines Schlitzchen zu zeigen. Herzklopfend hockte ich vor ihm, weil es ihm gefiel, auf mein Schlitzchen zu schauen, und so vergingen die Tage mit dem immer gleichen Ritual; lange aufs Feld schauen, aufs Tischchen hocken und ihn auf's Schlitzchen schauen lassen, dann Zipfel herausholen, reiben und ein paar Tröpfchen spritzen, dann wieder aufs Feld schauen. Vermutlich wäre das bis zum Ende des Sommers gegangen, hätte uns Mutter nicht eines Tages überrascht.

Als sie, mit einem Tuch die nassen Hände trockenreibend, durch den Geräteschuppen auf uns zukam, mich mit gespreizten Beinchen auf dem Tisch hocken sah, vor mir den zipfelreibenden armen Onkel Erich, da kreischte sie laut auf und hieb ihm mit dem Handtuch mehrmals über den Kopf, riß mich vom Tisch und zerrte mich unter irrsinnigem Gezeter und Gejammer in die Küche. Ich verstand nichts, außer daß ich ein armes, verführtes Mädchen sei und wie schlimm dieser Erich sei und daß Vater diese schreckliche Schande nicht ertragen würde. Bei all ihrem Gezeter und Wehklagen begann ich nun auch zu heulen und zu schluchzen, denn ich glaubte damals ihre Drohungen aufs Wort, sie würde "diesem Erich das Zipferl abschneiden". Mutter nahm mich, immer noch schluchzend und weinend, mit zur Nachbarin, wo ich im leeren Schlafzimmer eingesperrt wurde und die beiden Frauen im Wohnzimmer schimpfen und zertern hörte. Ich hörte erneut lautes Geschrei, als Herr Moser, der Nachbar, nach Hause kam und nun ebenfalls laut polterte und schimpfte.

Wie es dann weiterging, daran erinnere ich mich nicht mehr, nur, daß Onkel Erich auf einmal fort war und nie mehr wiederkam.

Die Kabunke

Im Sommer kam Andrea aus Berlin zu unseren Nachbarn, um Urlaub zu machen. Sie war Halbwaise und lebte bei ihrer Stiefmutter, Frau Kabunke; Herr Kabunke jedoch war in Berlin geblieben. Frau Kabunke - sie war vermutlich Mitte Dreißig - war nach Andreas Worten eine "janz flotte Großstadtschwalbe" (was immer das sein mochte) und hatte sich ihren Vater, einen vermögenden Witwer, geangelt - ich nickte mit Kennerblick, verstand jedoch kein Wort. Andrea war schon fast 14 und damit zwei Jahre älter als ich, etwas pummelig und hatte schon ein bißchen Busen. Genauer gesagt hatte sie schon ziemlich deutliche Rundungen und trug sie stolz vor sich her. Sie wußte alles, konnte alles und traute sich alles. Wenn ich sage: alles, dann meine ich alles. Ihr Stiefbruder Karli war klein und stämmig, obwohl er beinahe schon 15 war.

Ich muß heute noch lächeln, wenn ich an die ersten Tage denke: wie wir wie der Wirbelwind unterwegs waren, Krach und Lärm für zehn machten und allerlei harmlosen Unfug trieben. Natürlich wollte Andrea in alles eingeweiht werden, alle geheimen Plätze kennenlernen und überall ihre Nase reinstecken. Karli trotte manchmal brav hinter uns her, meistens aber war er bei den anderen Dorfbuben und ließ uns zwei Weibersleut allein.

Als ich ihr den Bach zeigte und alle Verstecke dort und auch den Platz, wo wir uns immer umkleideten, versuchte sie mich auszuquetschen, mit welchen Jungs wir denn so herumtäten und wie das beim Umkleiden oder beim Baden zuginge; naiv wich ich aus und zuckte bei den meisten Fragen hilflos mit den Schultern. So gewann Andrea bald die Oberhand und meinte so beiläufig, sie hätte schon mit 11 gebumst („jebumst“, hat sie gesagt, und gelogen war es sicher auch, denn sie wollte immer und in allem besser sein als ich, die Zwölfjährige). Als ich sie verständnislos ansah, machte sie mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis und fuhr mit dem anderen Zeigefinger rein und raus. Ich begann vage zu ahnen, was sie meinte, und sagte, daß bei uns nur die Tiere „jebumsen“ würden, ich hätte ja schon gesehen, wenn der Keiler die Sau bestieg oder die Hunde sich paarten. Andrea

lachte mich glattweg aus und befand, „da mußte aber noch ganz viel lernen, Kleene“. Und schon übernahm sie die Führung, meinte, das kriegen wir schon hin und lächelte geheimnisvoll vor sich hin.

Nur wenig später zog sie mich, den Zeigefinger geheimnisvoll auf die Lippen legend, still und heimlich die Treppe im Moser'schen Haus hinauf. Im oberen Stock angekommen zog sie mich in die Abstellkammer neben Frau Kabunkes Zimmer und meinte, wir müßten nun still sein und warten. Ich war gespannt, was denn nun käme, doch Andrea tat immer noch geheimnisvoll und sagte nur, ich solle mucksmäuschenstill sein. Es dauerte Ewigkeiten, bis Frau Kabunke ins Zimmer kam. Wir hörten sie in ihrem Zimmer nesteln und rascheln. Andrea zupfte mich am Ärmel und deutete mir, ich solle wie sie durch den Schlitz in der Holzwand gucken. So preßte ich mich an die Bretterwand und lugte durch den Spalt hindurch. Da lag Frau Kabunke im Nachthemd auf dem Bett, frisierte ihre Haare und bekuckte ihr Gesicht in einem kleinen Handspiegel. Ich deutete Andrea schulterzuckend „na und?“, aber sie legte wieder den Zeigefinger auf die Lippen und deutete, wir sollten geduldig warten. Also warteten wir eine Ewigkeit, es war fad und öde, doch dann hörten wir die Treppe ächzen und knarren, und Sepp, der Knecht vom Moser, trat in Frau Kabunkes Zimmer.

Mir kam dies regelwidrig und nicht recht vor, was hat denn ein Knecht in der Kammer eines Sommergastes verloren, aber Frau Kabunke schien sich überhaupt nicht zu wundern, auch nicht, als der Sepp seine Hosenträger abstreifte und die Hose vorne aufknöpfelte. Sein Schwanz flappte dick und klobig heraus. Zu meiner allerhöchsten Verwunderung legte sich nun der Sepp auf Frau Kabunke, nestelte ein wenig zwischen seinen und ihren Schenkeln herum und dann wippte er auf ihr auf und ab, wie ein Turner, der Liegestütze macht. Ich sah verdattert zu Andrea, aber die deutete nur „weiterkucken, weiterkucken!“ und preßte wieder ihre Augen auf ihre Bretterwandspalte.

Frau Kabunke machte nun höchst seltsame Laute, stöhnte und ächzte bei jedem Stoß von Sepps Unterleib und schien ihn zugleich anzufeuern. Von Sepp sah ich nur die nackten Arschbacken über der halb herabgelassenen Hose auf und ab wippen, dann hielt er schnau-

fend inne, schüttelte sich und schnaubte wie ein Roß. Frau Kabunke stieß ihn zur Seite und zog ihr Nachthemd wieder zurecht. Dann flüsterte sie kurz mit ihm, Sepp zog seine Hose wieder hinauf und stapfte dann mehr oder weniger leise hinaus. Als sie nun allein war, strich Frau Kabunke ihrerseits mehrmals das Nachthemd wieder glatt, dann strich sie sich verzückt abwechselnd beide Busen und steckte sich eine Hand zwischen die Beine. Nach einiger Zeit des Busenstreichelns ruckelte sie mit der anderen Hand heftig zwischen ihren Beinen, rollte sich hin und her und legte sich seufzend schlafen. Schlafen, am hellichten Tag!

Still war es geworden, ich sah zu Andrea und sie sah mich erwartungsvoll an. Ich verstand immer noch nichts und zuckte mit den Schultern. Andrea zog mich nun hinaus, wir schlichen leise wie die Katzen aus dem Haus und liefen zu unserem Tratschplatz auf dem Dachboden unseres Hauses. Andrea fragte, ob ich nun alles gesehen habe? Ich nickte ziemlich unsicher, bis sie nun herausplatzte, die Kabunke (sie sagte immer Kabunke, nie Mutter oder Stiefmutter) sei doch gerade vom Sepp „jebumst“ worden. Ich fragte, das Auf und Ab, wo der Sepp einen nackten Arsch hatte, das? Andrea bejahte und setzte nach: „und dann hat sich die Olle Kabunke noch einen runterjewichst!“ Nun war ich völlig irritiert und sie mußte mir alles genau erklären: daß der Sepp manchmal nachmittags zur Kabunke hinaufschleicht, daß er dann seinen Schwanz herausholt und in der Kabunke ihr Schlitzchen reinsteckt. Das Auf und Ab, ja, das ist das „Bumsen“, das selbe, was die Tiere auch tun, aber der Sepp macht es wie die Menschen von vorne, nicht wie die Hunde von hinten, setzte sie grinsend nach. Und dann würde er mit seiner Nudel in die Kabunke reinspritzen (eine vage Erinnerung an Onkel Erich wird plötzlich in mir wach), und dann ist er fertig, der Sepp, mit dem Bumsen.

Ich sagte, nun hätte ich's kapiert, mehr oder weniger, aber was die „Olle runterjewichst“ habe, das verstünde ich nicht. Andrea schaute mich verdutzt an und fragte, „ja, wichst Du denn nie?“ und ich antwortete feige, nein, das kenne ich nicht. Da lachte sie auf und meinte, das haben wir gleich und zog ihre Unterhose rasch aus und sagte, ich müsse mich auch ausziehen. Während ich meine Unterhose langsam und zögernd auszog, lehnte sich Andrea nach hinten und spreizte die Beine, so daß ich ihre spärlichen dunklen Schamhaare und die

Schamlippen sehen konnte. Sie meinte, ich müsse ihr nun alles nachmachen, also lehnte ich mich auch zurück und spreizte die Beine. Andrea befeuchtete nun ihren Zeigefinger mit der Zunge und legte ihn auf die Schamlippen, zog sie mit der anderen Hand ein bißchen auseinander und ruckelte mit dem nassen Finger auf dem Schlitzchen hin und her. Ich genierte mich zunächst und machte es ihr halbherzig nach, aber ich war sehr vorsichtig und drückte nur leicht, denn ich wußte von meinen heimlichen nächtlichen Spielereien, daß ich dann so ein wahnsinniges Pipibedürfnis bekam, wenn ich das Schlitzchen zu fest und zu lange rieb.

Andrea rieb und ruckelte mit ihrem Finger hin und her, dann zuckte sie leicht zusammen und hörte abrupt auf. Mit verschwitztem Gesicht fragte sie mich, ob es mir auch schon kommen würde, aber ich schüttelte den Kopf und hörte auch auf. Da beugte sie sich herüber und begann, meinen Schlitz zu reiben. Ich war verdutzt, sah an meinem Körper hinunter auf Andreas Hand, die zwischen meinen Beinen hin und herfuhr, fühlte ein sanftes Ziehen und Brennen, dann das Pipigefühl und mit einemmal durchzuckte es mich wie ein Blitz. Ich wand mich unter ihrer Liebkosung und spürte, wie sich mein Becken stoßend und zuckend ihrer Hand entgeschob, während sich meine Beine krampfartig zusammenschlossen.

Andrea ließ von mir ab und blieb eine Zeitlang still. Dann sagte sie, das wäre das Wichsen und das hätte die Kabunke nach dem Bumsen gemacht, als der Sepp gegangen war. Ich fühlte mich matt und weich zugleich, empfand eine tiefe Stille in mir und war von all diesen neuen Dingen mitgenommen. Ich fand, daß Frau Kabunkes Erfindung irgendwie ganz toll war.

Ab nun konzentrierte sich Andrea darauf, mich in all diesen Dingen zu unterrichten. Nur mehr selten fegten wir durchs Haus oder den Garten, blieben all den üblichen Orten fern und verkrochen uns ständig auf unserem Dachboden, wo wir ungestört unsere Spielchen spielen konnten. Andrea ließ mich immer wieder ihre Scheide befühlen, zeigte mir, wo der Kitzler genau war und wie er funktionierte, wenn man sachte darauf blies oder es mit einem feuchten Finger sanft streichelte und er sich leise klopfend versteifte. Ich mußte ihre Schamlippen befühlen, einen Finger in ihre Scheide stecken und ihr

berichten, was ich da fühlte. Auch streichelten wir gegenseitig unsere Busen, wenngleich meiner noch fast nicht da war, trotzdem fühlte ich ein heftiges Ziehen und Brennen im Unterleib, wenn Andrea meine Brustwarzen befeuchtete oder an ihnen zog und zupfte.

Ich ließ mir immer öfter von ihr erzählen, wie das mit dem Bumsen sei und manchmal zogen wir uns beide ganz nackt aus und dann legte sich die Eine auf die Andere und wir bumsten ein wenig, aber ich fühlte nichts Besonderes dabei. Wenn wir uns dabei akrobatisch gegrätscht Scheide an Scheide rieben und versuchten, die Kitzler gegeneinander zu reiben, dann gerieten wir schon in heftige Wallungen, die sich nur lösten, wenn wir danach sofort fest wuchsen. Wir steigerten uns von Tag zu Tag und wuchsen gemeinsam wie die Wilden, oft auch um die Wette, wer schneller und öfter konnte. In den Pausen quatschten wir ständig über die Kabunke oder den Sepp und das Bumsen, bis wir wieder Lust aufs Wachsen bekamen.

Natürlich wuchsen wir auch still und heimlich, wenn wir Sepp und die Kabunke beim Bumsen beobachteten. Andrea kannte ja die Gewohnheiten der Kabunke ziemlich genau, so daß wir sie nicht nur beim nachmittäglichen Bumsen mit dem Sepp und beim anschließenden Wachsen bespitzelten. Die Kabunke wuchste nämlich jeden Nachmittag, auch wenn der Sepp keine Zeit zum Bumsen hatte, bis sie einschlief.

Daß unsere Burschen miteinander auch wuchsen, erzählte mir Andrea an jenem denkwürdigen Tag, als sie beschloß, eine Bande zu gründen.

Andrea

Natürlich hatte ich Andrea nichts von meinen heimlichen Spielereien erzählt, ich schämte mich viel zu sehr, ihr alles zu erzählen.

Nachdem Onkel Erich verschwunden war, fühlte ich mich ausgestoßen, empfand mich als mieses, undankbares Kind und fühlte mich von den anderen gemieden wie eine Aussätzige. Ich krümmte mich in meinem Bett zusammen, kuschelte mich an mich und hielt mich zitternd fest. Wenn mich niemand mehr lieb hatte, dann liebte ich mich wenigstens selbst. Ich nahm meinen alten Bären, drückte ihn ganz lieb und umschloß seinen Körper mit meinen Schenkeln, spürte das kratzige Fell. Kratz nicht so, kleiner Bär, sagte ich zu ihm und schützte meinen Spalt mit einer Hand vor seinem Gekratze. Wie immer, gab mir die Handfläche ein wohliges, warmes Gefühl. Ich rieb ein bißchen an diesem nassen Spalt herum, bis ich einschlief. Von nun an liebte ich es, mich abends bis zum Einschlafen zu streicheln.

Ging ich anfänglich noch jeden Morgen hinüber in Mutters Schlafzimmer, so änderte sich das, denn Mutter wollte mich nur mehr am Sonntagmorgen zu sich lassen, du bist ja schon ein großes Mädchen! Also lag ich in meinem Bett, war leise bei meinen Spielereien und lauschte auf Mutters Geräusche durch die dünne Wand. Ja, manchmal hörte ich sie ächzen oder schnaufen und wollte instinktiv zu ihr, aber ich wußte, daß sie es nicht wollte und blieb einsam liegen. So tastete ich mit meiner Hand an meine Spalte und streichelte sie, zart und sanft, bis ich fast ins Bett machen mußte. Dann hörte ich für einige Augenblicke auf, bis das Pipigefühl nachließ, dann streichelte ich mich wieder.

Andrea hatte mich ausgelacht, als ich ihr unsere Version von Vaters langen Reisen erzählte. "Quatsch", sagte sie mit Kennerblick, "dein Oller is durchgebrannt!" Geduldig erklärte sie mir, daß Vater abgehauen, also weggegangen war und nicht mehr wiederkommen würde. Ich stritt mich mit ihr, aber seltsamerweise behielt sie recht. Einmal, als wir gerade von der Kabunke wieder zu unserem Dachbodenversteck zurückgingen, sagte sie, der Sepp ginge ja auch zu mei-

ner Mutter, aber ich heulte bloß und glaubte es nicht. Obwohl es stimmte.

Einmal, nachmittags, hörte ich den Sepp leise und vorsichtig in Mutters Schlafzimmer schleichen. Mit klopfendem Herzen legte ich mich in mein Bett und deckte mich zu, zog die Decke über den Kopf und wollte nichts hören. Aber ich hörte sie, hörte sein Schnaufen und später, als der Sepp wieder weggegangen war, hörte ich sie nochmals keuchen und stöhnen. Ich erinnere mich, daß ich beim ersten Mal einen heftigen Stich im Herzen spürte, daß ich spürte, wie Mutter mich verriet, Vater verriet. Und der Sepp, der war zwar stumm und dumm, aber der verriet mich auch, irgendwie. Ich haßte sie, haßte sie beide, weil sie mich verrieten. Später gewöhnte ich mich an seine seltenen Besuche und lag beschämt unter der Decke, hörte das Bett unter seinem Stoßen ächzen und hielt meine Hand beschützend auf mein Schlitzchen gedrückt, bis es zu Ende war. Wenn er dann gegangen war und Mutter noch ächzte und seufzte, rieb ich mich auch ein bißchen und wollte sie ganz, ganz liebhaben, denn sie war meine Mutter. Früher hatte ich nichts aus ihrem Schlafzimmer gehört, nun hörte ich den Sepp oder sie; ich wußte nicht, ob es mir nur nicht aufgefallen war oder ob sich tatsächlich etwas im Verhalten meiner Mutter geändert hatte.

Jeweils am Sonntagmorgen streifte ich mir das lange Nachthemd über und schlich in ihr Schlafzimmer, wie früher in Kindheitstagen, legte mich neben sie unter die warme Decke und kuschelte mich ganz eng an sie. Sie schlief meist nur leicht und lächelte lieb, wenn ich kam, dann schliefen wir ein. Nein, ich würde sie niemals verraten, das fühlte ich und sagte es Andrea auch; ich würde nie zugucken, wenn der Sepp bei ihr war. Andrea schniefte schnippisch, ich wäre eine Zicke, eine ganz dumme Zicke, aber sie ließ mich in Ruhe.

Aber nun hatte sich alles verändert. Andrea hatte mir alles gezeigt, hatte meine sanften, zaghaften Streichelspiele nach dem Zubettgehen in heftiges, zielgerichtetes Masturbieren gewandelt. Ich wußte nun, daß das Pipigefühl nur der Anfang vom Ende war, also machte ich vorsichtig weiter, bis ich die seltsam drängende Erregung empfand, die mich beinahe alles andere vergessen ließ. Ich preßte die Lippen aufeinander und hielt den Atem an, denn jenseits der papier-

dünnen Bretterwand schlief meine Mutter; sie sollte nichts hören, sollte nicht wissen, was ihr kleines Mädchen da trieb. Hielt dabei die Luft an, hielt es nicht mehr aus und rieb ganz schnell, bis ich heftige Erlösung fand und leise gepreßt keuchte, wenn ich zu ersticken drohte, aber ich wußte, daß dieses Keuchen mich verriet, denn ich kannte dieses verräterische Geräusch des gepreßten Ausatmens, das ich manchmal durch die Wand hörte. Meist schlief ich danach sofort ein.

Die Besuche vom Sepp wurden seltener, nicht nur, weil er mit der Kabunke genug zu tun hatte, sondern auch, weil meine Mutter eine Halbtagsarbeit in der Stadt angenommen hatte und nur spätabends heimkam. So verbrachte ich die meiste Zeit mit Andrea in meinem Zimmer, wir gingen nur mehr selten auf den Dachboden. Die Kabunke zu belauschen wurde langsam fad, wir suchten nach Neuem. Ich hatte irgendwann zu Andrea gesagt, daß ich einen Schwanz sehen wolle, ganz genau, wie er halt sei, denn gesehen hatten wir ja nichts genaues, wenn wir dem Sepp bei der Kabunke zusahen.

Eines Tages brachte sie Karli mit, ihren Stiefbruder, mit dem sie angeblich schon gebumst hatte. Ich war verlegen, obwohl der Karli eigentlich recht einfältig war. Aber ich war verlegen, denn Andrea war leise in mein Zimmer geschlichen, hatte Karli an der Hand hinter sich hergezogen und hatte sich gleich auf mein Bett gesetzt. Karli stand neben dem Bett und sah erwartungsvoll zu ihr, denn sie zog ihr Kleid und die Unterhose aus und warf sie achtlos neben das Bett. Dann sagte sie zu mir, ich müsse das auch. Nach kurzem Zögern sah ich an ihren gierigen und strengen Augen, daß keine Ausflüchte helfen würden, also zog ich mich mit hochrotem Gesicht nackt aus und verkroch mich hinter Andrea.

“Ich zeig’s dir, wie es geht”, sagte Andrea und begann Karlis Hosentür aufzuknöpfen. Karli schnaufte und faßte mit der Hand nach vorn, betastete Andreas Unterleib und versuchte, einen Finger in ihre Spalte zu stecken. Andrea hatte inzwischen seine Hose geöffnet und zog Karli’s Schwanz langsam heraus. Ich kauerte halb hinter ihr und sah fasziniert zu.

Karli hatte nach langem Fummeln endlich einen Finger in Andreas Spalt gesteckt und grinste. Sie hielt den Schwanz mit einer Hand

und flüsterte über die Schulter zu mir:

“Schau, wie er jetzt wächst!” und tatsächlich, der Schwanz begann zu schwellen, wurde lang und dick. Andrea zog kurz am Schaft und vorne, aus der Spitze, kam hellrot glänzend die Eichel heraus. Ich sah sie mir genau an, das hatte ich doch schon gesehen - ah, bei Onkel Erich! Nur war Karlis Schwanz mindestens doppelt so groß wie der vom Onkel Erich.

Nachdem Andrea den Schwanz hin und her gewendet hatte und die Haut ein paarmal vor und zurückgeschoben hatte, flüsterte sie: “Jetzt werde ich ihn wachsen!”, was Karli mit einem wohligen Grunzen quittierte. Andrea schob nun ihre Hand schnell auf dem Schaft hin und her, Karli verdrehte seine Augen und auf einmal spritzte es ruckartig aus seiner Eichel. Einige Spritzer trafen Andrea’s Hand, die restlichen tropften auf den Boden. Andrea putzte die Spritzer mit der Hand weg, so gut es ging.

“Und?” fragte sie und sah mir in die Augen. Ich nickte und sah auf Karlis Schwanz, der wie eine müde Wurst herunterhing. Andrea griff nach einiger Zeit wieder nach seinem Schwanz und meinte, der Karli könne das öfters, mehrmals hintereinander. Karli nickte selbstzufrieden und grunzte zu Andrea: “Kann ich?”, dann griff er auf meinen Schenkel, kümmerte sich nicht darum, daß ich zurückzuckte und betastete neugierig meinen Schlitz, befummelte meine Scheide und den Kitzler. “Ooch, die ist noch viel zu klein!” sagte er enttäuscht und fragte Andrea: “Kann ich jetzt?” Mit einem Seufzer lehnte sie sich gegen mich und nickte ergeben. “Aber sei vorsichtig!” mahnte sie und öffnete ihre Schenkel. Karli nahm seinen Schwanz in die Hand und rieb ein bißchen. Tatsächlich, er wurde wieder steif und furchtbar groß. Nun lenkte er ihn und stach damit schnell und rücksichtslos in Andreas Spalte.

SSie stieß heftig die Luft aus und ich fühlte, wie sie sich an meiner Schulter verkrampfte. Ich blickte über Andreas Schulter an ihrem Körper entlang nach unten und sah das Wunder des Bumsens: Karlis Schwanz verschwand tief in ihrem Spalt, um gleich darauf wieder naßglänzend herausgezogen zu werden. Naß und dick kam er heraus, Andreas Spalte hielt ihn wie mit einem Froschmaul umklammert.

Andrea keuchte heftiger und umklammerte mit ihren Schamlippen seinen Schwanz so fest, daß Karli heftig schnauben mußte. Das ging eine Weile lang so weiter, aber als er wild rein und raus zu rammeln begann, richtete sie sich auf und stieß ihn ängstlich von sich, weil sein Samen bereits herausspritzte. Karli erwachte wie aus einem tiefen Traum und blickte sie an, wie ein dummes Schaf, das mit nassem, herunterbaumelndem Schwanz dasteht. Andrea schüttelte bloß den Kopf und murmelte erbost, daß er nicht hineinspritzen dürfe, er nickte ergeben und seufzte, dann wichste er im Stehen hastig weiter, warf den Kopf in den Nacken und rieb wie besessen weiter, obwohl nur mehr vereinzelte Tropfen aus seiner Eichel spritzten; ich verstand plötzlich ganz genau, was Onkel Erich damals gemacht hatte. Karli rieb und rieb mit verzerrtem Gesicht weiter, bis nichts mehr kam. Dann verstaute er seinen nassen Schwengel wortlos in der Hose und ging hinaus, ohne uns noch einmal anzusehen.

Andrea sah mich triumphierend an. "Na, haste nicht geglaubt, daß ich mit ihm bumse, was?" fragte sie herausfordernd und nickte, wie zur eigenen Bestätigung. "Er will immer nur fest rammeln und reinspritzen, aber ich will nicht schwanger werden!" sagte Andrea und setzte nach: "aber es macht mich immer furchtbar geil, wenn er mich bumst!", dann lehnte sie sich zurück und machte es ganz schnell mit ihrem Finger. Das mit dem Schwangerwerden verstand ich nicht, denn der Karli hatte ja hineingespritzt, aber wir sprachen nicht mehr darüber. Erst viel später machte sie eine Bemerkung, daß man schon die Regel haben muß, um schwanger werden zu können - aber das ist ja bei dir nicht der Fall, setzte sie von oben herab nach. Dies war das erste Mal, daß mich Andrea beim Bumsen mit Karli zusehen ließ, aber nun mußte ich ihr wohl oder übel glauben.

Von jetzt an, wenn ich abends im Bett lag und verträumt mit meinem Kitzler spielte, sah ich immer wieder Karlis Schwanz spritzend oder bumsend vor mir, empfand wohlige Wärme und sehnsüchtig ziehende Erregung, die mich bis zum Höhepunkt nicht mehr verließ.

Die Bande

Andrea platzte mit der Idee, eine Bande zu gründen, heraus, als wir gerade keuchend eine Pause machten und sie meinte, daß heutzutage alle eine Bande hätten, so wie die Tom-Sawyer-Bande oder die Huckleberry-Finn-Bande. Ich war ehrfürchtig erstaunt, was Andrea alles wußte, vor allem auch, weil sie von der Bande eine ganz klare Vorstellung hatte. Sie wäre natürlich die Bandenchefin, ich ihr Adjutant und die Nachbarsbuben Philipp und Andi sowie ihr Stiefbruder Karli die Bandenmitglieder. Sie malte sich aus, wie wir eine eigene Geheimschrift entwickeln müßten, damit die Erwachsenen unsere geheimen Kassiber nicht entschlüsseln könnten, wir bräuchten geheime Zeremonien und Rituale, ein Strafregister mit den herrlichsten Torturen für eventuelle Sünder, die gegen den geheimen Kodex verstießen. Vielleicht spielte auch das eine Rolle, daß Andreas Ferien nur mehr eineinhalb Wochen dauerten.

Bande, Adjutant, Kodex, Geheimschrift, Kassiber: meine Phantasie begann ebenfalls Purzelbäume zu schlagen. Sie müssen mit uns spielen und sich mit uns an geheimen Orten treffen, sagte ich, und Andrea sagte: sie werden unsere Sklaven sein! Ich betrachtete meine tolle Freundin von der Seite, als sie hinzufügte: und wir werden großartige Spiele spielen, auch Bumsen, Wichsen und so... Meine Bedenken zerstreute sie, indem sie mir erzählte, daß sie schon mit Karli und Andi, dem 12-jährigen Nachbarssohn, gemeinsam gewichst habe; die zwei täten's übrigens immer miteinander, verriet sie mir mit verschwörerisch gesenkter Stimme, während ich sie ungläubig anstarrte - zwei Buben, miteinander? - Ich mußte darauf nicht lange warten, am kommenden Tag war's dann so weit.

Andrea und ich entwickelten nun eine geradezu hektische Geschäftigkeit, die Bande zu organisieren. Natürlich waren die Burschen nur mit Tricks zum Mittun zu bewegen, aber Andrea versprach, sie in alle Geheimnisse einzuweihen, da konnten die neugierigen Kerle nicht widerstehen, zugleich hatte Andrea geschickt den Grundstein zu einer geilen Zeit gelegt.

Die Bande tagte nun tagein - tagaus im hinteren Teil des Geräteschuppens, den die Erwachsenen kaum betraten. Da hätten sie nämlich nicht schlecht gestaunt, was wir da trieben. Zuerst war natürlich die feierliche Aufnahme und der Treueschwur, den Andrea sich mit Karli ausgedacht hatte. Wir schworen dies und das beim Leben der Mutter, Großmutter und was weiß ich wessen noch. Dann mußte der Treueschwur besiegelt werden; dafür erfand Andrea ein Ritual: wir mußten alle in ein großes Marmeladeglas pissen, der Urin sollte verrührt und dann feierlich oben auf einen Kasten gestellt werden; wer Verrat üben würde, müßte das Marmeladeglas auf einmal austrinken! - Alle waren einverstanden, aber keiner traute sich so recht, mit dem Pissen anzufangen. Da zog Andrea kurzerhand ihren Rock hoch, hockte sich über das Glas und ließ es laufen. Dann winkte sie Philipp, der nun mit hochrotem Kopf sein Zipferl aus der Hose zog und in leichtem Bogen ins Glas pinkelte, nach ihm Karli und Andi. Zuletzt kam ich an die Reihe.

Nun war die erste Hemmschwelle überwunden, wir spielten zwar noch den ganzen Nachmittag Indianer und Geheimbund, aber Andrea steuerte die Spiele langsam in die richtige Richtung. Am nächsten Vormittag trafen wir uns zum ersten wirklichen Geheimbundtreff; rasch sollten alle begreifen, was darunter zu verstehen sei.

Andrea erfand eine herrliche Südseegeschichte, mit uns als gestrandeten Schiffbrüchigen. Nach einiger Zeit mußten wir uns alle ausziehen - in der Südsee ist es bekanntlich sehr heiß und die Strandung hatte uns die Kleider vom Leib gefetzt, oder so. Ich beobachtete die unterschiedlichen Schwänze der Buben, der eine klein und steif, der andere länger, aber schlaff herunterhängend. Nach der ersten Schrecksekunde machte es mir nur mehr wenig aus, selbst nackt zu sein und angeschaut zu werden. Die Geschichte wurde weiter- und weitergewoben, dann meinte Andrea, wir seien ein Eingeborenensstamm, die ein armes, weißes Mädchen (mich) gekidnappt hätten und auf einem Altar zu opfern gedächten.

Mein überraschter Protest half nichts, ich wurde von den Eingeborenen in der Mitte aufgebahrt und lag nun nackt und furchtsam da, mein Ende erwartend. Andrea war natürlich die Oberpriesterin, die die Geister beschwor und das arme Wesen, Zaubersformeln mur-

melnd, begrapschte und betastete. Den Burschen quollen die Augen beinahe aus den Höhlen, als die Oberpriesterin an der Spalte des Opfers herumfummelte und so tat, als ob. Karli starrte unentwegt auf mein Schlitzchen, das von Andrea gezerzt, gezogen und gerieben wurde und begann grinsend zu wichsen. Es machte mir ein bißchen Angst, als er plötzlich einen Schritt näher kam und in einem weitem Bogen in meine Richtung spritzte.

Nun ließ Andrea von ihrem Opfer ab, kniete sich neben Philipp auf den Boden und griff auf seinen Schwanz, hielt ihn aber ganz ruhig. Philipp machte keinen Mucks, nur seine Ohren wurden knallrot. Sein steifer Schwanz begann, in Andreas Hand zu pochen, wurde noch steifer und aus der Spitze schaute bald das rote Köpfchen hervor. Philipp schien wie vom Donner gerührt und ließ widerstandslos zu, daß sie seinen Schwanz leicht rieb. Erst vorsichtig, dann zog sie die Vorhaut immer energischer über die rote Spitze zurück. Auf einmal zuckte Philipp zusammen, und aus seinem Schwanz spritzte es in kleinen Stößchen heraus: alle schauten gespannt zu, während Andrea mit dem Reiben aufhörte und es auf den Boden spritzen ließ.

Philipp schloß peinlich berührt die Schenkel und verdeckte mit einer Hand den erschlaffenden Schwanz. Andrea erzählte aber ihre Südseegeschichte weiter und sagte zu Philipp, nun müsse er's ihr machen. Philipp sah verständnislos drein, worauf Andrea sich nun zurücklehnte und ihre Schenkel öffnete. Alle sahen auf ihr Schlitzchen, das sie bereitwillig herzeigte. Dann strich sie wie zufällig mit der Hand darüber, hin und her; dann begann sie, zu masturbieren. Sie forderte mich auf, mitzutun, und nach kurzem Zögern tat ich halbherzig mit. Während wir mit gespreizten Beinen auf dem Boden saßen und wichsten, sahen uns die Buben mit hochroten Köpfen zu; ich sah, wie einer nach dem anderen wieder einen Steifen bekam. Andrea schauspielerte ganz ordentlich und begann zu zucken, spreizte theatralisch die Schenkel und tat, als ob sie einen weiß-gott-was-füreinen Orgasmus hätte, ooch und aach, obwohl sie gar keinen hatte; ich hörte mit meinem lustlosen Reiben auf.

Nach einer Pause meinte Andrea zu Karli und Andi, sie sollten sich auch reiben; doch sie zögerten. Sie packte Andi's Schwanz und rieb ihn schnell, doch der wollte und wollte nicht spritzen, obwohl

Andrea nun schon sehr lange und recht fest gerieben hatte. Da sagte Karli, daß der Andi so nicht könne und es lieber "von hinten" hätte und dann auch gut spritzen würde. Andrea blickte lange zu ihrem Stiefbruder Karli und dachte angestrengt nach, dann nickte sie und sagte: "na gut!" Offenbar war es für sie nicht neu, als sich nun Andi mit gegrätschten Beinen hinkniete, nach vorne beugte und Karli seinen Schwanz in Andi's Popo schob.

Ich war im ersten Moment völlig verblüfft. Dachte an Seppl und die Kabunke. Ja, was macht er denn? - Karli begann, vorsichtig Andi zu bumsen, dann wurde er immer schneller und wilder, während ich neben Andi kauerte und zusah, wie sein kleiner Schwanz anschwell und im Takt von Karlis Bumsen zu pochen schien. Ich fand es erregend, wie sein Beutel und der Schwanz im Gleichtakt wippten, wie aus Andys Eichel einige Tröpfchen an langen Fäden heraustropften. Karli lachte auf, als er mich dort kauern und staunen sah, hob Andy bei den Hüften ein wenig hoch und bumste ihn wild weiter. Mit einem Mal begann Andys kleiner, spitzer Schwanz von selbst zu spritzen, spritzte im gleichen Takt, wie er von Karli gebumst wurde. Karli stieß und stieß weiter zu, auf einmal zog er seinen Schwanz aus Andi Popo und spritzte einmal heftig in die Luft, dann rieb er so lange, bis er nicht mehr konnte. Andi verkroch sich in die Ecke und sah keinen mehr von uns an, anscheinend war es ihm doch irgendwie peinlich.

So vergingen die letzten Ferientage, wir spielten natürlich immer wieder dieses Spiel, wenngleich die Burschen nicht so oft wollten wie wir. Alles in allem haben wir diesen Südseezauber ein paarmal veranstaltet, wobei Andrea immer wieder Variationen ersann. Einmal ging ihr Herumspielen am armen Opfer in Ernst über und die Oberpriesterin rieb meinen Kitzler, bis ich einen starken Orgasmus bekam, was mich beim ersten Mal ziemlich peinlich berührte. Nach einiger Zeit wurde dies jedoch zu einem Ritual, und wenn es der Oberpriesterin einfiel, dann hielten mich die Buben an den Armen und Beinen fest, bis sie mich ein zweites Mal masturbiert hatte. Nach einigen Tagen empfand ich es gar nicht mehr als peinlich, wenn sie mir alle neugierig beim Orgasmen zusahen. Überhaupt wurde das Sichvor-den-anderen-Produzieren und das Zusehen für alle Bandenmitglieder von Tag zu Tag wichtiger.

Andrea war ja richtiggehend in Philipp verschossen, der aber nicht oft wollte oder konnte. Einmal - und nur dieses eine Mal - durfte Philipp sie ein bißchen bumsen, nur ganz kurz und schnell, durfte vorsichtig seine Eichel zwischen ihre Schamlippen stecken und langsam hin und herfahren. Das machte er eine Zeitlang, dann zog Andrea ihn sachte zu sich, damit er tiefer hineinkomme. Nun getraute er sich, den Schwanz halb hineinzustecken und wieder bis zur Eichel herauszuziehen, aber er traute sich erst nach einigem Zögern so tief hinein wie damals der Karli. Andrea genoß es sichtlich, daß Philipp nun fester bumste, paßte aber diesmal wohl nicht gut auf, denn ich hatte schon längst am Pulsieren seines Schwanzes gemerkt, daß er in sie hineinspritzte. Fasziniert beobachtete ich, wie sich sein Sack immer wieder zusammenzog und der Schwanz ruckartig in sie hineinpumpte. Als er fertig war, richtete sich Andrea entsetzt und mit hochrotem Kopf auf, dann hockte sie sich gespreizt auf den Boden, um den Schleim aus sich herausquellen zu lassen.

Karli wichste am liebsten schon zu Anfang des Spiels, eines Spiels, dem Andrea bald feste Formen und einen festen Ablauf verlieh. Breitbeinig stellte er sich vor Andrea oder mich, starrte auf unsere Scham und versuchte, uns anzuspritzen. Andrea hatte mich inzwischen aufgeklärt, daß das völlig ungefährlich sei, wenn der Samen draußen bliebe, also hatten wir nichts dagegen, wenn er uns anspritzte. Mit sattem Klatschen landete sein Samen auf einem Bein oder einem Bauch, auch wenn ich anfangs noch zusammenzuckte. Andrea lachte nur, wenn er vor lauter Gier in die Knie ging und seinen Samen gezielt auf ihre Scham zu spritzen versuchte. Sie stachelte ihn dann geradezu auf, indem sie mit den Fingern ihre Spalte ein wenig spreizte, während er hektisch und gierig reibend alles daraufspritzte. Es sei nur außen, sagte sie grinsend, davon werde man nicht schwanger. Trotzdem ließ ich ihn nicht so nah an mich heran.

Feigling, sagte Andrea zu mir und ließ das nächste Mal Karli noch näher heran, bis seine Eichel beim Reiben ihre Scham berührte und die weiße Sahne direkt auf ihre Schamlippen spritzte. Die nächste Steigerung war, daß sie ihn wie zuvor mit ihrem Fingerspiel aufregte, aber dann, selbst geil geworden, ihren Kitzler masturbierte, während seine Eichel auf ihren Schamlippen wild tanzte. So onanierten sie beide schnell und dicht aneinander gedrängt. Ich sah es ihren Augen

an, daß sie ihren Höhepunkt hatte, denn nur einen Augenblick später zuckten ihre Schenkel unkontrolliert, zuckte ihr ganzer Körper, während Karli heftig wichsend seine Eichel zwischen ihre Schamlippen preßte. Aber als er tief eindrang und zu spritzen begann, griff sie nach unten und drängte ihn zurück, so daß sein restlicher Samen überallhin verspritzte. Sie war immer sehr ärgerlich, wenn er hineinspritzte. Trotzdem lief es fast immer darauf hinaus, daß sie Karli oder Philipp er abdrängte, wenn sie schon spritzten.

Im Laufe der Zeit wurde auch Philipp mutiger und versuchte es nun Karli nachzumachen, immerhin war er der Ältere. Während Karli noch mit Andrea beschäftigt war, drückte er mich sanft nach hinten und kniete sich zwischen meine Beine, spreizte sie leicht mit der Hand. Es sah komisch aus, wie er auf meine unbehaarte Scheide starrte und dabei bedächtig seinen Schwanz riebt. Aber er war rücksichtsvoller als Karli und versuchte, nur auf meinen Bauch oder auf den Oberschenkel zu spritzen. Meist sank er aber schon vor dem Orgasmus erschöpft nach vorn und ließ den Samen auf mich spritzen. Beim Abspritzen preßte er die Eichel in den Spalt zwischen meine Schamlippen, wo ich es spritzen und pochen spürte.

Später mußte ich meine Schenkel fest zusammendrücken, denn seine Eichel drängte sich wild gegen mein Schlitzchen, bohrte sich fest zwischen den Schamlippen gegen meine Scheide, wenn er heftig zuckend spritzte. Meist paßte ich gut auf, daß alles draußen blieb. Einmal gab ich nach, denn ich hatte ein undeutlich schönes Glücksgefühl, als er mich bedrängte, genoß es, daß er sich zwischen meine Schamlippen drängelte und seinen warmen Samen gegen mein Jungfernhäutchen spritzte, aber durchstechen ließ ich ihn nicht, denn ich hatte viel zu viel Angst, von so einem dicken Schwanz wie Philipps oder gar Karlis richtig gebumst zu werden.

Wenn Philipp mit Andrea onanierte und Karli vor mir, dann zog ich mich immer weiter zurück, je näher er kam. Manchmal betastete mich Karli mit gierigen Fingern, während er heiß und naß über meinen Bauch oder die Schenkel spritzte. Manchmal konnte ich ihm aber nicht weiter ausweichen und mußte widerwillig erdulden, daß er mit wildem Gurren trotz meiner zusammengepreßten Schenkel alles auf mein Schlitzchen klatschte oder mit schäbigem Grinsen den

dicken, spritzenden Schwanz zwischen die Schamlippen preßte. Einmal tastete er nach meinen Schamlippen, spreizte sie mit den Fingern und wollte absichtlich hineinspritzen, da sprang ich auf und versteckte mich hinter Andrea.

Andi saß meist neben uns und wartete geduckt und kleinlaut, bis er an die Reihe kam. Er hielt seinen Schwanz in der Hand und sah uns zu. Wenn er geil wurde, rieb er manchmal und spritzte ein bißchen, aber eher selten. Später, wenn Karli sich regeneriert hatte, nahm er sich Andi vor, der nur darauf gewartet hatte, daß Karli ihn bestieg. Andrea, Philipp und ich sahen atemlos geil zu, wenn Karli ihn ziemlich fest bumste. Es schien Andi viel Spaß zu machen und ich bewunderte jedesmal das Wunder, wenn sein kleiner Schwanz ganz von selbst zuckend und spuckend abspritzte, während Karli ihn heftig weiterstieß. Ich war fasziniert davon und kauerte jedesmal, wenn Andi gebumst wurde, neben ihnen und kuckte zu, konnte meinen Blick nicht von Andis schmalem, kleinen Schwanz abwenden. Andi genierte sich nun nicht mehr so wie beim ersten Mal und lächelte scheu, wenn ich neben ihm kauerte und mir das Spritzen ganz genau besah.

Aber das waren schon unsere letzten Erlebnisse, denn wir mußten Abschied nehmen von unseren Berlinern.

Andi

Nach der Abreise der Berliner wurde es sehr still; Philipp ging wieder in die Kreisstadt zur Schule, und ich traf mich mit Andi vorerst nur selten, denn ohne Andrea trauten wir uns nicht sofort, unsere Geheimbundtreffen so richtig wieder aufleben zu lassen. Meist lag ich abends im Bett und rieb mich leise, zögerte den Höhepunkt so lange es ging hinaus und lauschte manchmal erschauernd den leisen Geräuschen, die aus dem Nebenzimmer kamen. Ich lag im Finstern, und während mein Finger sanft den Kitzler rieb oder die Spalte massierte, steigerte ich mich in meine Phantasien, ließ Karli oder Philipp mit Andrea bumsen, verwandelte mich in sie und genoß den Höhepunkt. Allmählich verlagerten sich meine Phantasien wieder auf Andi, der von Karli gebumst wurde und dabei heftig spritzte. Ich hielt dabei manchmal die Luft so lange an, bis ich – bereits dem Erstickenden nahe – den Orgasmus spürte. Aber bei aller Erregung tat ich alles, um unhörbar leise zu sein; meine Mutter sollte ja nichts davon mitbekommen.

Sie hatte wieder den ganzen Tag Dienst, und nach einiger Zeit lud ich Andi ein, mich wieder in meinem sturmfreien Zimmer zu besuchen, denn wir wollten ja beide die Spielereien fortsetzen. Beim ersten Mal saßen wir ziemlich verlegen auf dem Bett und schwiegen, bis ihm etwas Lustiges von einem Bandentreffen einfiel, dann lachten wir beide und das Eis war gebrochen.

Ohne vorher darüber nachzudenken fragte ich Andi flüsternd, ob ich ihn (er wußte gleich, wen ich damit meinte) mal in die Hand nehmen könne. Er wurde erst etwas verlegen, dann aber nickte er und zog seine Hose herunter. Sein Schwanz war zunächst ganz winzig klein und zusammengeschrumpelt. Andi murmelte verlegen, daß er ein wenig klein sei, aber das käme noch. „Soll ich mich ausziehen?“ flüsterte ich, und er nickte. Langsam zog ich mich aus und setzte mich gegrätscht neben ihn, ließ ihn alles sehen. Sein Schwanz begann ganz langsam zu wachsen, während er auf mein Schlitzchen guckte.

Nach einer Weile des Schweigens tastete ich vorsichtig hin, es fühlte sich weich und seidig an, obwohl es steif war. Wie bei einem kleinen Tier fühlte ich unter der Haut das Pulsieren seines Herzens. Ganz vorsichtig zog ich die Vorhaut zurück, ließ die Eichel heraus-schauen. Sie war spitz und lang, vorn befand sich ein kleines Löch-lein in einer Kerbe. Als ich es zu betasten anfang, zuckte Andi kurz zusammen und flüsterte, das täte ihm weh. Ich ließ sofort los und wartete ab. Nach einer Weile berührte ich wieder den Schwanz und schaute ihn an: „Kann ich?“ Andi nickte und lehnte sich zurück, lehnte den Kopf gegen die Wand und schob das Becken nach vorn, sein Schwanz stand nun richtiggehend vor.

Ich umfaßte den Schaft, wie ich es bei Karli gesehen hatte und be-gann, die Haut vor- und zurückzuschieben. „Du mußt fester tun!“ flüsterte Andi mit geschlossenen Augen, und ich gehorchte. Nach we-nigen Minuten begann er zu zucken, aber meine Hand war schon to-tal müde. Mit allerletzter Kraft zog und schob ich weiter, drückte den Schwanz fester, als er „Fester!“ befahl. Obwohl er einen kleinen, dün-nen Schwanz hatte, war er doch recht fest geworden. Es dauerte noch sehr lange, und ich dachte schon, mir fiele die Hand ab, da versteifte er sich, sein Schwanz bäumte sich auf und verspritzte ein bißchen Sa-men über seine Schenkel und meinen Unterarm. Ich hatte es ge-schafft. Glückliche kuschelte ich mich an Andi, der schnaufend und keuchend dalag und vor sich hinlächelte.

Nun trafen wir uns öfter. Andi machte es doch lieber selbst, denn ich war zu langsam und zu schwach, das merkte ich bald. Er tat es am liebsten, indem er sich selbst einen Finger in den Popo steckte und so lange hin und her bumste, bis der steif gewordene Schwanz pochte und zuckte; dann wichste er kurz und schnell und ließ alles herausspritzen.

Er machte aber von Anfang an klar, daß er es noch lieber hatte, wenn ich mit dem Finger ihn in den Popo bumste. Anfänglich traute ich mich nicht, denn ich hatte noch niemals zuvor jemandem einen Finger in den Po gesteckt. Doch er flüsterte, ich solle es tiefer und tiefer hineinstecken und ihn ganz fest bumsen. Wenn er noch nicht müde war, dann richtete sich sein Schwanz pochend und zuckend auf, Andi flüsterte, ich solle noch fester machen, und dann spritzte

sein Schwanz, ganz von selbst, was mich jedesmal aufs Neue faszinierte. Manchmal, wenn er schon müde vom ersten Abspritzen oder wenn er schon sehr erregt war und ihm mein Tempo zu langsam war, bumste er mit seinem Po wild und ungeduldig gegen meinen Finger, rieb kurz seinen Schwanz und ließ es sofort spritzen. Meist aber überließ er sich mir völlig, nachdem ich gelernt hatte, ihn gleichzeitig mit einem Finger in den Po zu bumsen und seinen Schwanz schnell und fest zu reiben. Ich fand es immer wahnsinnig geil, wie es aus der roten Spitze in meine Hand spritzte; betrachtete den weißen Saft ganz genau, verrieb es langsam zwischen den Fingerkuppen.

Er faßte mich anfänglich nicht an, sah immer nur verstohlen auf mein Schlitzchen und ich war einfach zu feig, um mich berühren, wenn er dabei war – hier fehlte das beschützende Element der Bande. Erst nach vielen Treffen traute ich mich einmal, mich verstohlen zu streicheln, als er eingedöst war. Wir lagen ermattet da, er döste seit einigen Minuten und ich hielt mit meinen klebrigen Fingern seinen klebrigen, weichen Schwanz. Lag still neben ihm und sah versunken auf seine Eichel, träumte von mehr und dann kroch die Hitze in meine Brust, meinen Bauch und meine Hand verstohlen zu meinem Schlitzchen. Sein Spritzen hatte mich aufgegeilt, ich rieb mich ganz leise und fühlte seinen Schwanz, spürte ihn zugleich mit meiner aufsteigenden Geilheit fester werden. Die Hitze wallte in mir hoch, es war mir mit einem Mal völlig egal, daß Andi wach geworden war und mir zuschaute, während ich masturbierte. Andi grinste schief, als ich mich im Höhepunkt verkrampfte und auf der Seite zusammenrollte.

Ich rieb meinen Kitzler meist verstohlen und lautlos, wenn er eingedöst war. Ich konnte nie genauso freimütig wie er vor mir masturbieren, sondern tat es immer nur heimlich. Einmal versuchte er, mich zu masturbieren, verschaffte mir aber nicht mehr als ein bißchen Erregung, aber ich genoß es trotzdem sehr, mich zurückzulehnen und es mir ganz passiv machen zu lassen. Danach war ich sehr gelöst und heiter.

Wenn er nicht da war, wichste ich oft den ganzen Nachmittag über, machte kleine Erholungspausen, um dann wieder loszulegen. In dieser Zeit hatte ich viele Orgasmen an einem Nachmittag und konnte einfach nicht genug kriegen. Ich entwickelte verschiedene

Techniken, rieb manchmal nur den Kitzler, manchmal reizte ich meinen Popo mit der anderen Hand wie Andi, und immer wieder die Brustwarzen. Manchmal spielte ich mit dem Scheideneingang, machte kleine Bumsbewegungen mit einem Finger und stellte mir vor, es wäre ein Mann. Ich war ja schon fast 13 und wild entschlossen, mit einem Burschen zu schlafen. Ich wollte nicht die letzte Jungfrau im Dorf sein.

Eines Tages konnte ich nicht anders und sagte zu Andi, daß ich mit ihm bumsen wolle. Er war völlig überrascht und irgendwie verängstigt. Er habe noch nie, er wisse nicht wie, er sei doch erst... Ich unterbrach sein Gestammel und fragte flüsternd, ob er mein Freund sei oder nicht. Er nickte und verstummte. Ich sah ihn lange an, dann zog ich mein Sommerkleid, unter dem ich nichts anhatte, schnell aus und legte mich aufs Bett. Andi zog sich auch aus, langsam und umständlich, dann sah er mir verlegen in die Augen und schwieg.

Es war ganz eigenartig, so eng und ganz nackt neben ihm zu liegen; es war ganz anders als neben der Mutter am Sonntagmorgen oder mit Andrea am Dachboden, wo wir unsere Bumsversuche angestellt hatten. Der kleine, dünne Andi und sein kleiner Schwabbelchwanz lagen neben mir, beide etwas verängstigt und doch liebte ich sie beide. Wir schwitzten, wohl nicht nur wegen der Sommerhitze, denn wir wußten beide nicht, wie wir es anfangen sollten. Mit einem Mal lacht der Andi leise auf und flüstert mir ins Ohr: „Schau, er will einfach nicht!“

Tatsächlich, sein Kleiner hatte sich noch mehr zurückgezogen. Verdammt, dachte ich, das kann er mir doch nicht antun! Mein erster zorniger Reflex erschreckte Andi, ich sah in seine Augen, die an ein total verängstigtes Reh erinnerten. Ich verzieh ihm sofort und umarmte ihn, murmelte in sein Ohr, es sei okay, er solle ruhig sein. Nach einer Weile des Zuwartens sagte ich zu ihm, wir sollten es so wie immer machen. Er nickte.

Wie schon so oft zuvor begann er, seinen Schwanz langsam zu reiben, „fest zu machen“, wie er es nannte. Er stieß mit dem Becken ungeduldig vor, als der Schwanz fester geworden war; nun kam ich an die Reihe, ich leckte meinen Zeigefinger ab und steckte ihn langsam

und vorsichtig in seinen Po. Dann bumste ich ihn mit dem Finger, während er seinen Schwanz rieb. Ich sah, daß er schön lang und fest geworden war; nun zog ich meinen Finger aus seinem Arsch und legte mich auf den Rücken. „Komm, bums mit mir!“ flüsterte ich. Aufgeregt und wie in die Falle getappt stockte Andi und sah mich erstaunt an. Sah mich bereit daliegen, sah auf seinen „festgemachten“ Schwanz und sah dann wieder in meine Augen. Komm, dachte ich sehnsüchtig, komm! Ja, so war es richtig, er war jetzt so weit, ganz geil und steif, wie er immer vor dem Spritzen geil und steif war und jetzt konnte er sicher auch mit mir Bumsen.

Wieder hatte Andi diesen Rehblick bekommen, doch er rollte sich gehorsam herum und kniete sich zwischen meine Schenkel. Sein kleiner, schmaler Schwanz war schon zum Bersten gespannt, rot und fordernd sah vorne die Eichel heraus. Mein Herz klopfte wie rasend, denn ich hatte Angst vor dem, was ich mir gleichzeitig so sehr wünschte und spürte, wie sich Angst, Lust und Neugier vermischten; meine Scham wurde dabei warm, wunderbar warm. Ich hatte es mir immer wieder vorgestellt, und meine Feigheit überwand ich immer mit der Vorstellung, daß Andis Schwanz ja viel dünner und kleiner sei als der von Karli oder Philipp oder gar dem grobschlächtigen Seppl mit seinem dicken, riesigen Knüppel. Wenn ich mich jemals traute, dann nur mit Andi.

Umständlich kniete er da und überlegte lange, dann führte seine Hand den steifen Schwanz zu meinem Spalt. Ich werde diese erste Berührung nie vergessen, die zart und vorsichtig tastende Haut, die meine Haut berührte und mich erschauern ließ. Seine Eichel stieß auf Widerstand, traute sich nicht zwischen die Schamlippen. „Es geht nicht!“ klagte Andi. Ich schüttelte den Kopf und flüsterte fast unhörbar: „Komm, so komm doch!“ Andi schob ihn langsam vorwärts, der schmale, spitze Geselle fand doch seinen Weg und glitt ganz langsam, wie in Zeitlupe, ein kleines Stück hinein. Andi richtete sich schnaufend auf seinen Knien wieder auf und erstarrte mitten im Hineingleiten.

Das hatte ich nicht erwartet. Ich sah ihn an, sah, wie er die Augen schloß und reglos verharrte. Ich hob meinen Kopf und sah ihn an, dann glitt mein Blick langsam an seinem mageren Körper hinunter

zu seinem Schwanz. Er war noch fast zur Hälfte zu sehen, und die Eichel war nicht mehr da, sein Schwanz steckte in mir.

Er steckte in mir.

Langsam drang er ein; einen Augenblick erschrak ich, als das Jungfernhäutchen riß. Eine warme Welle durchströmte mich, als ich ihn ganz in mir fühlte. Andi griff mit einer Hand nach hinten, betastete seinen Popo und schob langsam einen Finger rein und raus.

Irgendwie fühlte ich ihn nicht, zugleich war mein Spalt von seiner Wärme erfüllt, feucht und wunderbar angenehm pulsierend. Ich konnte sehen, wie Andi sich anspannte und sein Schwanz zuckte und pumpte, ohne daß er sich dabei rührte. Worauf wartete er, wann begann er endlich mit dem Bumsen? Ich fühlte die Wärme und die Feuchtigkeit und sah, wie er mit geschlossenen Augen da kniete und wartete. Wartete auf was? „Was ist?“ flüsterte ich, Unheil ahnend. Es verging eine Ewigkeit, in der Andi weiter reglos verharrte und sein Schwanz pulsierte, weiter und weiterpumpte. Nach dieser Ewigkeit öffnete er die Augen und lächelte selig. Langsam sank er nach vorn, sein Schwanz glitt ganz tief und schmerzhaft weiter in mich ein, er legte den Kopf an meine Schulter und schluchzte lautlos.

Erschrocken griff ich nach seinem strohblonden Schopf und streichelte ihn. „Was ist denn, was ist?“ flüsterte ich immer wieder und fühlte zugleich die Neugier meines Körpers, meiner Scheide, die seinen Schwanz begierig umfing. Sein Schluchzen legte sich für einen Moment, und er flüsterte: „Es ist alles hineingespritzt! Alles!“ und dann schluchzte er wieder.

Ich fühlte Panik aufsteigen. Andi hatte in mich hineingespritzt? Mein Gott, da könnte ich ja schwanger werden! Nein, beruhigte ich mich, ich war noch viel zu jung, ich konnte jetzt nicht schwanger werden, ich mußte doch noch in die Schule, und erst dann, vielleicht. Mit einem Ruck schüttelte ich Andi ab, wand mich unter ihm heraus und griff an meinen Spalt. Tatsächlich, es war alles voll von seinem Schleim, es tropfte ein wenig heraus. Die wenigen Blutstropfen, die von meiner Jungfernschaft zeugten, beachtete ich in meiner Panik nicht. Ich ging in die Hocke und ließ alles aufs Leintuch heraustrop-

fen, befahl mir selbst, mich ganz, ganz aufzuweiten und alles herauströpfen zu lassen. Dann weinte ich.

Wortlos und stumm ist er dann gegangen, wir mieden uns einige Tage, bis er eines Nachmittags wieder vor mir stand, verlegen und unsicher, aber mit dem Trotz seiner ganzen 14 Jahre. Ob ich ihm noch böse sei, oder ob ich ihm verzeihen könne, es sei halt passiert, er wisse auch nicht, wie. Anfangs starrte ich ihn noch bockig an, aber dann lachten wir und es war wieder alles in Ordnung. In den nächsten Wochen, wenn er mich besuchte, machten wir es aber wie früher; das Bumsen probierten wir nie mehr. Wir wußten ja jetzt, wie es sich anfühlte.

Und Andi wollte lieber selbst gebumst werden. Meist machte ich es ihm mit dem Finger, fühlte, wie sein Po den Finger zwickte und zwackte, wenn er abspritzte, hielt meine Hand vor seine Eichel und fing den Samen in der Handfläche auf. Unsere Treffen wurden seltener, meist kam Andi nur wie zufällig vorbei, aber ich konnte es ihm ansehen, daß er es jetzt dringend brauchte. Dann blieb Andi beinahe ganz weg, denn meine Mutter hatte eine andere Arbeit angenommen, die zwar noch früher am Morgen begann, aber dafür war sie schon am frühen Nachmittag wieder daheim. Andi sah ich nur mehr selten und dann nur ganz heimlich.

Theresa

Wieder hatte ich nur mehr den Abend für mich, tastete und rieb im Dunkeln und lauschte mit angehaltenem Atem auf die Geräusche aus dem Schlafzimmer. Mir schien, als würde meine Mutter öfter ächzen und stöhnen als früher. Das Einerlei dieser Tage wurde erst unterbrochen, als meine Kusine Theresa mit ihrem Verlobten Peter zu Besuch kam. Mutter stellte das Feldbett in meinem Zimmer auf und meinte schalkhaft, die beiden seien doch vernünftig und wüßten sich zu benehmen, wenn sie in meinem Bett, das größer und breiter als das Feldbett war, übernachteten? Theresa schlug züchtig die Augen nieder, und Peter beeilte sich, mit hochrotem Gesicht Zustimmung zu murmeln. So schlief ich auf dem Feldbett und war furchtbar neugierig, nichts als neugierig.

Theresa war in den letzten Jahren immer wieder da gewesen, aber noch nie mit einem Freund. Nun, inzwischen war sie 18 oder 19 und keiner fand es unschicklich, daß sie mit ihm reiste, sie waren ja einander versprochen und so gut wie verlobt. Plötzlich erinnerte ich mich an die leisen Geräusche früherer Nächte, wenn sie zu Besuch gewesen war und sah Theresa nun mit wissenderen Augen an. Sie kannte es also auch. Und daher war ich neugierig, wie das mit ihr und dem Peter sei.

Zunächst war gar nichts. Wir löschten das Licht, zogen uns schamhaft zur Wand gewandt aus und legten uns schlafen. Minutenlang herrschte völlige Stille. Die Sommerhitze drang durch unsere Poren und ließ uns kaum atmen. Die Minuten zogen sich zu Stunden und die Stunden zu Ewigkeiten. Ich merkte, daß ich mich nicht mehr lange wachhalten konnte, fühlte den Schlaf langsam kommen und hörte, wie mein Atem langsamer und flacher wurde.

Ganz leise Geräusche der beiden weckten mich. Ich blieb ganz ruhig und lauschte mucksmäuschenstill. Das helle Mondlicht der Sommernacht zauberte eine Feenstimmung in das an sich dunkle Zimmer. Ich sah die beiden sich schemenhaft bewegen, langsam und beinahe unhörbar rollte sich Peter auf Theresa unter der Decke vor und

zurück, sie nestelten und flüsterten und die ganze Zeit über bewegte er sich rhythmisch, zaghaft langsam und vorsichtig. Ich betastete meinen Kitzler, traute mich aber zunächst nicht, schneller zu reiben, bis ich es nicht mehr aushielt und die Luft anhielt, bis zum lautlosen Orgasmus.

Das wiederholte sich anderntags wieder; wieder schlief ich beinahe ein und wurde erst wieder von ihnen geweckt. Aber jetzt waren sie nicht mehr so leise wie am Tag zuvor und Peter schlug die Decke zurück, weil es ihm zu heiß wurde. Ich sah nur schemenhaft seinen Hintern im hellen Mondlicht auf und ab wippen, hörte ihn und Theresa keuchen und flüstern. Längst hatte ich meinen Kitzler zu reiben begonnen und irgendwann hatte ich die zwei völlig vergessen, konzentrierte mich nur mehr auf meine Lust und hielt wieder die Luft an, bis sich der Höhepunkt heftig rollend entlud. Ich sah kurz zu den beiden hinüber, die völlig still und ruhig dalagen, dann drehte ich mich zur Wand und schlief ein.

Am nächsten Tag waren die beiden im Dorf unterwegs, aber am Nachmittag fragte Theresa, ob ich nicht ein bißchen mit ihr zum Wald hinaufgehen wolle. Ich dachte gar nicht mehr an gestern Nacht und sagte einfach ja. Wir spazierten hinauf und ich wunderte mich, daß Theresa nicht wußte, wie sie anfangen sollte, denn daß sie mit mir etwas besprechen wollte, war klar. Wir waren schon recht lang unterwegs, als sie zum Punkt kam. „Man hat dich gestern Nacht gehört“ sagte sie unvermittelt und sah mich streng an. „Du warst ziemlich laut und ungeniert“ setzte sie in anklagendem Ton nach. Sofort duckte ich mich und fühlte, wie ich rot wurde. Ich schluckte und würgte und brachte keinen Ton heraus.

Es sei okay, meinte Theresa, ich könne ja machen, was ich wolle, aber wenn Gäste da seien, nun ja. Da müsse man halt auf manches verzichten. Ob ich sie verstanden habe?

Die Gedanken purzelten durch meinen Kopf wie Laub im Wind. Es war mir peinlich, zugleich aber regte sich Widerstand in mir, es paßte mir nicht, daß sie so einfach die Oberhand behalten sollte. „Früher, wenn du bei uns warst, hast du’s doch auch immer gemacht!“ sagte ich trotzig und sah ihr fordernd in die Augen, die so-

fort zu tanzen begannen und wie gefangene Schmetterlinge herumirrten. Ich spürte, daß ich richtig lag und wollte es jetzt nicht so einfach auf sich beruhen lassen. „Und ich hab’s nur getan, weil ihr so laut gebumst habt!“ setzte ich nach und sah sie nun erbleichen.

Lange sagte sie nichts, sah nur auf die Tal hinaus und ging zwischen den Bäumen am Waldrand hin und her. „Ach, du verstehst mich bloß falsch!“ sagte sie barsch und schwieg wieder. Sie kaute auf ihrer Unterlippe, böse und gemein, und ich verstand nicht, was ich da falsch verstanden haben sollte. Die Zeit verrann, ohne daß eine von uns etwas sagte.

Theresa seufzte, so, wie sie immer seufzt, wenn sie gottergeben nachgibt oder einlenkt. „Es ist nur wegen Peter“ sagte sie, und ich verstand nichts mehr. „Was ist mit Peter?“ fragte ich und sah sie offen an. Ich fühlte, daß wir uns nicht wirklich böse waren und wollte offen und ehrlich wissen, was sie bedrückte. „Peter hat sich sehr aufgeregt“ sagte Theresa. „Du liegst ja direkt unterm Fenster, da hat man alles ganz genau gesehen, das Mondlicht war ja sehr hell. Da ist er dann stundenlang wachgelegen und konnte nicht mehr einschlafen“ sagte Theresa. Oh, jetzt verstand ich. Peter, der Liebe, machte sich Sorgen um mich und bleibt wegen mir die ganze Nacht wach. Daran wollte ich nicht schuld sein und sagte Theresa, daß es mir sehr leid täte und sicher nicht mehr vorkommen werde. „Der Peter ist mein Verlobter und wenn er sich aufregt, dann kann er sich nicht auf mich konzentrieren“ sagte sie und auch das verstand ich, denn der Verlobte soll sich ja auf seine Verlobte konzentrieren. „Ja, gut, ich verspreche es“ sagte ich, 13 Jahre jung und keine Ahnung von gar nichts, auch nicht von schleichender Eifersucht.

Theresa wandte sich schon zum Gehen, als ich wiederholte: „Ja, ich versprech’s, aber ihr dürft auch nicht mehr Bumsen, denn das war es, das mich so sehr aufgeregt hat!“ beendete ich meinen Satz. Theresas Fuß stockte zunächst, dann sah sie mich voll an. „In Ordnung, es gilt!“ sagte sie und streckte mir ihre Hand entgegen. Der Handschlag besiegelte unser Versprechen.

Am Abend gingen wir in einer ganz seltsamen und ungewöhnlichen Stimmung zu Bett. Ich hatte das Gefühl, daß wir uns wie falsche

Schlangen viel zu freundlich Gute Nacht wünschten. Ich war ganz verwirrt und wünschte Theresa und Peter auch eine Gute Nacht, „und schlaf gut!“ setzte ich noch zu Peter gewandt hinzu. Dann lagen wir im Dunkeln und schwiegen. Versprochen ist versprochen, sie bumsten nicht und ich blieb ruhig liegen.

Ich muß wohl tief geschlafen haben, denn mit einemmal war ich hellwach. Das arme Bett knarrte erbärmlich, während die beiden im hellen Mondlicht ganz selbstvergessen ihrer Lust nachgingen. Ich dachte an unser Versprechen vom Nachmittag und versuchte wieder einzuschlafen, aber es ging nicht, so sehr ich auch wollte. Was sollte ich denn tun? Die beiden ächzten und stöhnten, rhythmisch klang es, wenn Peter in Theresa eindrang und wieder zurückfederte. Die beiden lagen ja kaum einen Meter von mir entfernt, und diese Nähe ließ die Erregung in meinem Bauch hochkriechen. Verstohlen näherte sich meine Hand der Spalte, suchte der Finger den Kitzler. Vorsichtig und lautlos rieb ich, sah zu den beiden hinüber und steigerte mich langsam in die Erregung hinein. Wohlige Wärme durchflutete mich, ich schob die leichte Decke sachte zur Seite und schloß die Augen beim Masturbieren.

Nach wenigen Sekunden war ich vom Zuhören so geil geworden wie noch nie. Mir war es plötzlich völlig gleichgültig, daß die beiden kaum einen Meter von mir entfernt lagen und ob sie mich hören konnten oder nicht. Mein Finger erwachte, um in wirbelnder Raserei den Kitzler zu erregen, ich achtete nicht auf die beiden, die offenbar innegehalten hatten. Meine Erregung war längst so weit gestiegen, daß ich sowieso nicht mehr hätte aufhören wollen, obwohl ich ganz kurz eine unbestimmte Angst empfand. Ein Knipslaut. Ich vergaß endgültig alles um mich, öffnete mich und meine Schenkel ganz weit und hielt die Luft an, um dem Orgasmus entgegenzufiebern, der mich mit plötzlicher Grausamkeit erschütterte und sich unter heftigen, rollenden Zuckungen entlud.

Sofort hielt ich inne, irgend etwas irritierte mich. Jemand hatte Licht gemacht, das war der Knipslaut! Als ich keuchend aufblickte, sah ich zuerst Peters unverschämtes Grinsen, dann Therasas verzweifelten, vorwurfsvollen Blick. Peter hatte die kleine Leselampe aufgedreht und nun sahen beide zu mir herüber, hatten mir schon

die ganze Zeit beim Masturbieren und Orgasmen zugesehen, während er tief und bewegungslos in Theresa steckte. Sein runder, behaarter Po drückte sich fest an Theresa, die jetzt ihren Kopf verschämt abwandte. Ich bemerkte plötzlich sein Grinsen, sah das gierige Funkeln in seinen Augen. „Mach, komm, mach weiter!“ flüsterte er erregt und stieß ein paarmal in Theresa. Ich war wie erstarrt, lag gespreizt und nackt wie ein Frosch da, den Finger wie gelähmt auf dem Kitzler. Ich müßte eigentlich stinksauer sein, dachte ich, aber mein Unterleib bebte und zitterte immer noch glücklich im abklingenden Orgasmus.

Er wandte den Kopf seitlich und sah zu mir herüber, seine Augen suchten meine kleine, unbehaarte Spalte, während er seinen Schwanz noch einmal ganz tief in Theresa hineindrückte. Sein Blick erinnerte mich an Onkel Erich. Irritiert schloß ich meine Schenkel und verbarg meine Scham mit der Hand.

Peter begann sie wieder zu bumsen, sah zu mir herüber und grinste unentwegt. Nahe wie nie zuvor sah ich dem Bumsen Erwachsener zu, sah Peter wilder und wilder werden, während Theresa sich mit tränennassen, geschlossenen Augen an ihn klammerte. Sie schüttelte den Kopf und wollte sich ihm entziehen, wollte ihre Beine von seinen Schultern nehmen, aber er zwang sie nieder und bumste fest weiter. „Mach weiter!“ befahl mir Peter flüsternd und drückte sich wieder tief wippend in Theresa. Nun drehte er sich absichtlich ein wenig zur Seite, so daß ich Theresas weit offene Schamspalte und seinen Schwanz zur Gänze sehen konnte, und ich schaute fasziniert hin, als er sich wieder langsam in Theresas schwarzbehaarte Scham grub, glänzend und feucht wieder herauskam und wieder tief hineingeschoben wurde. Sie wollte sich Peter entziehen, aber er hielt sie wie ein Schraubstock fest und bumste sie fest, so daß sie sich bald nicht mehr wehrte. Während Peter sie wie ein Wilder stieß, sah sie mich seltsam an und langsam kullerten einige Tränen über ihr Gesicht, während sie von der Wucht seines Körpers immer heftiger auf und ab geschleudert wurde.

Meine Erregung stieg augenblicklich, als ich im schummrigen Lichtschein sah, wie sich Theresas Schamlippen fest um seinen Schwanz schlossen, so, als ob sie ihn ablecken wollten. Langsam ver-

wandelte sich ihr Gesicht, dem Leiden folgte nun Freude und Lust. Ich lag völlig ermattet da, den Kopf seitlich auf das Kissen gestützt und beobachtete seinen Schwanz, den er jetzt gewaltig wie der Dorfstier tief in ihr schwarzes Haarbüschel stieß, zustieß, immer wieder. Theresa begann ganz flach zu atmen, stöhnte und ächzte und krampfte sich still zusammen, während Peter unbeirrt weiterrammelte. Er zog seinen Schwanz, sicherlich zur Verhütung, ganz langsam heraus, bis die Eichel kaum einen halben Fingerbreit vor Theresas Loch schwebte, während er mit weit aufgerissenen, abwesend wirkenden Augen zu mir herüberstarrte. Ich wiederum starrte auf seine Eichel, die jetzt zu meinem Entsetzen aufzuckte und den Samen in dicken Strahlen direkt in Theresas offene Scheide hineinspritzte.

Peter fiel plötzlich nach vorn, reflexartig zuckte sein Schwanz vor, rutschte wieder in Theresas Scheide hinein. Ich war entsetzt, denn unendlich lange pumpte sein dicker Schwanz alles stoßweise und ruckartig in die arme Theresa hinein. Verwirrt konstatierte ich in ihrem Gesichtsausdruck Triumph, während sie die ganze Zeit über zu mir herübersah, von wegen arme Theresa! Obwohl er sie offenbar gerade schwängerte, drückte sie seinen Po fest gegen sich, stemmte sich ihm entgegen und ließ den Samen geradezu in sich hineinpumpen. Dann sank er zur Seite, sein Schwanz flutschte aus Theresas Scheide und blieb halbsteif und tropfnaß auf seinem Oberschenkel liegen. Theresa blieb so, weit geöffnet wie sie war, liegen und beachtete mich überhaupt nicht, während helle zähe Tropfen aus ihrer geröteten Scheide rannen und auf das Leintuch tropften. Dann legte sie einen Arm um ihn, koste und streichelte ihn beruhigend, bis er wieder ruhiger atmete. Erst nach langer Zeit schloß sie die Beine und umarmte ihn herzlich und besitzergreifend, bevor sie mich noch einmal hochmütig ansah und das Licht löschte.

Meine Mutter sah nur kurz und mürrisch auf, als Theresa beim Frühstück sagte, sie wollten nun doch früher als geplant abreisen.

Monika

Ich wechselte die Schule, mußte nun täglich eine halbe Stunde mit dem Fahrrad durch die Felder und sah Andi nur mehr selten. Es verging kein Tag, an dem ich mich nicht zurückzog und meinem Laster frönte; oft wichste ich den ganzen Nachmittag über.

Meine neuen Freundinnen aus der Klasse liebten großspurige Reden, aus dem Reden wurde mehr, ein Wort gab das andere und nach kurzer Zeit bildete sich ein kleiner Kreis „exklusiver“ Freundinnen, die sich fortstahlen und gemeinsam masturbierten. Kichernd liefen wir dreizehnjährigen Gänse über das Feld hinter der Schule, kauerten uns hinter den ersten Büschen nieder und wichsten alle gleichzeitig. Das ganze war mehr lustig als erotisch, wenn eine kichernd kommentierte, wie sie nun gleich kommen würde, wie es schon zu zucken begänne, ja, ja, ja und jetzt kommt es mir auch! Vom Zusehen wurde ich manchmal sehr geil und hatte einen raschen, heftigen Orgasmus. Die anderen lachten dann, denn üblicherweise taten sie ja nur, als ob. Sie lachten, weil ich durch nichts mehr aufzuhalten war, wenn ich einmal geil geworden war. Sie lachten, weil ich die Einzige war, die bei diesen Spielchen wirklich masturbierte.

Manchmal ging ich während des Unterrichts aufs Klo und wichste schnell, kam dann mit unbeteiligtem Gesicht wieder in die Klasse und zwinkerte meinen exklusiven Freundinnen zu. Einige Male kam die eine oder andere auch mit und wir machten es gemeinsam – oder zumindest ich; beeilten uns, damit die Lehrer nichts merkten. Manchmal ging ich auch mit einer von ihnen mit nach Hause, dann verbrachten wir oft den ganzen Nachmittag „lernend“ auf dem Zimmer, wichsten stundenlang gemeinsam, bis wir nicht mehr konnten. In dieser Zeit hatte ich viele Orgasmen an einem Tag.

Meine Lieblingsfreundin Monika, mit der ich manchmal ganze Nachmittage lang gemeinsam masturbierte, erzählte, daß es am Fluß „heftigst“ zugehe. Neugierig geworden ging ich das nächste Mal mit, es wurde eine abenteuerliche Zeit.

Da waren die Angler, erwachsene Männer, die regungslos am Ufer saßen und stundenlang auf ihre Gerätschaft starrten. Wir Mädchen machten uns einen Spaß daraus, uns nackt auszuziehen und im Wasser zu ihnen zu schwimmen; waren wir in Sichtweite, dann ließen wir Brüstchen, Po oder unsere Scham kurz aufblitzen, bis sie unruhig wurden. Wir verzogen uns kichernd, wenn der eine oder andere Angler aufstand, hinter einen Busch ging und wir am Rütteln und Keuchen erkennen konnten, daß er sich einen herunterholte.

Dann wiederum lagen wir Haut an Haut zu zweit nebeneinander im knietiefen Wasser und masturbierten unter Wasser; ich begann, den Orgasmus im Wasser zu lieben. Manchmal fühlten wir uns beobachtet, was uns einerseits anstachelte, andererseits dazu führte, daß wir doch öfter ins tiefere Wasser oder unter das Wurzelwerk am Ufer schwammen, um dort zu masturbieren.

Manchmal sahen wir auch kopulierenden Pärchen mehr oder weniger offen zu und wuchsen heimlich mit. Wir johlten auch manchmal fröhlich, wenn ein Bursche den Bumsenden ebenfalls zusah und dann – vor Geilheit fast platzend – wuchste. Wurden wir davon selbst geil, dann masturbierten wir heimlich, jeder für sich, nachdem sich der Knabe verzogen hatte; nie ließen wir die Burschen zusehen.

Einmal schaute ein junger Bursch vom Ufer aus einem Pärchen zu und spielte heimlich mit sich in der Hosentasche, aber er traute sich nicht, richtig zu wuchsen, bis sich das Pärchen verzogen hatte. Ich wollte aus einer Laune heraus die Starke vor meiner Mitschülerin markieren, also stieg ich leise und nackt aus dem Wasser, posierte vor ihm und knöpfte seine Hose langsam auf, nachdem ich neben ihm in die Hocke gegangen war. Er sah ertappt und verängstigt zu mir auf und wußte zunächst nicht, wie ihm geschah; außerdem konnte er seinen Blick nicht von meiner Nacktheit wenden. Sein kleiner Schwanz war schon bretthart und klatschnaß, ich faßte danach und hielt ihn fest, während ich zu Monika hinüberblinzelte, ob sie uns auch wirklich zusah. Ich rieb an seinem Schwänzchen blitzschnell vor und zurück und öffnete absichtlich meine Schenkel ganz weit. Während er mit hervorquellenden Augen zwischen meine Schenkel schaute, schoß ein dicker Strahl hervor. Ich hielt seinen Schwanz

fest, solange noch ein paar dünne Spritzer ins Gras fielen. – Aber das war wirklich das einzige Mal, das traute ich mich nie wieder.

Ich ging auch öfter zum Fluß hinunter, wenn ich daheim allein war, suchte mir einen lauschigen Platz und ließ mich auf dem Wasser treiben. Streichelte mich, erregte mich und machte mir schnell einen Orgasmus, wenn ich geil genug geworden war. Ich nahm alle nur denkbaren Positionen ein, auf dem Rücken dahintreibend, auf dem Bauche liegend, mich am Ufergebüsch festhaltend, in der Zille liegend. Dies tat ich gerne und oft, bis ich eines Tages ein Geraschel im Uferschilf hörte. Rasch glitt ich aus der Zille ins Wasser, versteckte mich dahinter und wartete ab.

Dann sah ich, wie sich unser Nachbar, der alte Herr Moser, vorsichtig erhob und fortschlich. Daß in seiner Holzhütte Magazine mit freizügigen Fotos lagen, hatte ich schon vor langem entdeckt; meine Freundinnen und ich hatten gekudert und gekichert, weil die Mädchen der Zwanzigerjahre in Unterwäsche oder Badeanzügen erotisch wirken sollten, uns aber eher verklemmt erschienen. Jetzt war ich betroffen darüber, daß er mir beim Masturbieren zugesehen und sich vermutlich dabei selbst befriedigt hatte. Betroffen nicht nur, weil es der Nachbar war – ob er meiner Mutter davon erzählen würde, bezweifelte ich –, sondern weil ich nie geglaubt hatte, daß so alte Menschen wie er noch an Sex interessiert sind. Ab da mied ich diesen Platz.

Monika, mit der ich ständig unterwegs war, weihte mich eines Tages in ein großes, sehr großes Geheimnis ein. Wir waren in ihrem Zimmer und taten, was wir immer taten, da blickte sie aus dem Fenster und sagte, wir müßten uns rasch anziehen und zum Schuppen gehen. Niemandem dürfe ich das jemals erzählen, auf keinen Fall, usw. usw. usw. Dann schlichen wir uns in den Schuppen. Als sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah ich nichts außergewöhnliches, bloß Bello, den Hofhund und das kleine, etwa vierjährige Mädchen, das immer mit ihm spielte. Ihre Mutter arbeitete auf dem Feld des Bauern und durfte tagsüber das Kind auf den Hof mitnehmen. Warte, deutete meine Freundin, warte!

Bello hatte kurz zu uns heraufgeschaut, als wir uns in der oberen Etage setzten, aber dann nahm ihn die Kleine wieder voll in Anspruch, die uns nicht bemerkt hatte. Sie zog und zerrte an dem armen Tier, das alles gerne mitmachte. Immer öfter schnupperte er an ihrem nackten Hintern herum, drückte sich an ihre Beine und rieb, wie sich Hunde halt an menschlichen Beinen reiben. Gerade wollte ich meiner Freundin ärgerlich zuzischeln, daß das nicht so geheimnisvoll sei, da änderte sich die Situation völlig überraschenderweise.

Die Kleine war auf allen Vieren herumgetollt, gefolgt von dem großen Hund, der seine Vorderpfoten auf einmal auf ihren Rücken legte und einen krummen Buckel machte. „Was tust du, was tust du!“ rief die Kleine mit gespielter Ernst und tollte weiter lustig mit dem Hund herum, bei jedem „Was tust du?“ balgte sie sich wieder mit dem großen Hofhund. Nach einigen Sekunden des Herumtollens hatte sich Bello durchgesetzt und klammerte sich mit den Vorderpfoten an ihrem Rücken fest: Nun machte er wieder seinen Buckel, umklammerte die Kleine und begann, Bumsbewegungen zu machen – genauer gesagt nahm ich es zumindest an, da man von unserer Position aus nichts sehen konnte. Die Kleine hielt nur einen Augenblick still, während der Hinterleib des Hundes vor- und zurückschnellte. Dann machte sie sich wieder frei und keifte mit dem Hund, der seinerseits gleich wieder versuchte, sie zu besteigen.

Das ging ein paarmal so weiter, und obwohl die Kleine immer wieder keifte, foppte sie ihn und hielt ihm ihren nackten Popo entgegen. Verzweifelt versuchte das arme Tier, den richtigen Eingang zu finden, aber die Kleine entzog sich ihm, sobald er aufstieg. Seine geschwollene Rute blieb einige Sekunden reglos in ihrer Popofalte, bis die Kleine wieder keifen begann, was er denn jetzt schon wieder treibe! Mit einem heftigen Ruck machte sie sich frei, Bello jaulte kurz und schmerz erfüllt auf und trollte sich. Die Kleine lief aus dem Schuppen hinaus, lief ihm keifend nach.

Ich war sprachlos und verdutzt. Ja, kann das denn sein? fragte ich Monika flüsternd, aber sie zuckte nur mit den Schultern. Ich meinte, der Hund habe nur so getan, das könne doch nicht sein! Beiläufig erwähnte sie, daß der Hund mit seinem dicken Ballon steckenbleibt, weil die Kleine dort unten zu eng sei, Hunde bleiben manchmal ste-

cken, wenn die Hündin sehr eng sei oder einen Krampf bekommt, das wisse man doch.

Dann gingen wir zu unserem „Lernnachmittag“ ins Zimmer, und Monika nahm Bello mit. Ich ahnte nichts Gutes, als wir mit heraufgeschlagenem Rock auf dem Bett lagen und Bello an uns herumschnüffelte, während wir masturbierten. Sein warmer Atem und die kalte, nasse Nase erschreckte mich ebenso wie seine Zunge, mit der er mich manchmal abschleckte. Aber Monika schien es zu mögen. Wir saßen nachher am Bettrand, Bello machte Männchen und ließ seine kurze, aber dicke rote Rute blicken. Er umklammerte Monikas Unterschenkel und begann, sich an ihr zu reiben.

Monika war hochrot im Gesicht, als sie fragte, ob ich ihr helfen wolle. Wobei? Dabei, daß Bello es mit ihr macht.

Ich war wie vom Donner gerührt. Doch nicht Monika! Nun, da ich die großen Geheimnisse kannte, konnte sie mir gleich alles erzählen. Mit Bello wollte sie es schon seit langem machen, aber es sei halt für sie allein eine ziemlich akrobatische Angelegenheit, die bisher noch nie geklappt hat, sie hatte es immer wieder probiert. Und warum sie dann nicht gleich mit einem Mann schlafe? Monika war etwas verwirrt, denn das mit Bello sei doch – sie suchte nach Worten – Spielerei, aber mit einem Mann? Da müßte sie noch zwei-drei Jahre älter sein, und außerdem ist dann die Verhütung ein großes Problem. Ich jedenfalls, sagte ich, würde es nie mit Bello oder überhaupt einem Tier machen, weil ich es mit Menschen einfach natürlicher finde. Erst zu spät realisierte ich, daß das ziemlich verletzend und intolerant war.

Entschlossen griff Monika nach dem kleinen Bettvorleger und legte ihn sich um die Schultern. „Damit er mich nicht zerkratzt“ kommentierte sie meinen fragenden Blick. Sie wurde wieder ganz puterrot, als sie sich auf alle niederließ und nach hinten blickte, zu Bello. Der Schlaumeier wußte natürlich schon längst ganz genau, was er zu tun hatte. Nur waren seine Beine zu kurz, er wäre nur sehr schwer zu Monika hochgekommen. „Du mußt ihn ein wenig hochhalten!“ sagte Monika, „bitte!“ Alles sträubte sich in mir, aber sie blieb dabei. Ich zögerte noch, dann packte ich Bello am Hintern und hob ihn etwas

an. Ich blickte an ihm vorbei, suchte mit meinem Blick seine Rute und Monikas Spalte. Ich zielte und drückte ihn noch ein wenig hoch, dann berührte er ihre Spalte. Die Pfoten lagen auf ihrer Schulter, nun zog er sich ein wenig am Bettvorleger hoch, und ich sah seine kleine, dicke, knallrote Rute in ihre rosafarbenen Spalte eindringen. Monika seufzte.

Natürlich rutschte er sofort wieder heraus, als ich ihn losließ. Monika flüsterte, ich müsse ihn gut festhalten, damit er nicht mehr herausrutscht, dann senkte sie ihren Kopf wieder. Ich tat, immer noch widerwillig, was sie verlangte und rückte Bello wieder zurecht, hob ihn hoch und steuerte seinen Hintern, während ich seitlich an ihm vorbeisah und ganz genau aufpaßte, daß seine Rute auch wirklich in ihre Spalte traf. Dann hielt ich ihn fest, ließ ihn langsam in sie hineinsinken.

Bello begann zu stoßen. Eigentlich zappelte er in seiner ungünstigen Position bloß herum. Aber je heftiger er wurde, und das wurde er sehr schnell, desto größer war die Gefahr, daß er wieder herausrutschte. Monika sah grinsend über ihre Schulter zurück, während Bello hektischer wurde und wie eine aufgezugene mechanische Spieluhr vor und zurücktickte. Dann spürte ich, wie er langsam wieder herausrutschte.

Was jetzt? Ich hob ihn erneut hoch, schob ihn ein wenig zur Seite und zielte mit seiner Rute wieder in Monikas Spalte. Dann drückte ich ihn nach vorn, seine Rute steckte jetzt zur Gänze in Monikas Scheide. Doch als er sich bewegte, rutschte er wieder heraus. Es geht nicht, flüsterte ich. Monika flüsterte zurück, ich soll ihn wieder hochnehmen, und ich stopfte ich ihn wieder in Monika, aber der Dummkopf rutschte gleich wieder heraus. Eigentlich war es hoffnungslos.

“Halt ihn fest!” zischte Monika, “halt ihn fest!” und rieb seufzend an ihrem Kitzler. Ich tat, was ich konnte, packte ihn noch fester und schob ihn nun mit einem Ruck vor und zurück, vor und zurück, tauchte seine Rute immer wieder tief in Monikas Scheide, bis er schmerzhaft aufjaulte und mir fletschend seine Zähne zeigte. Ich ließ ihn sinken, denn es war hoffnungslos. Seine kurze, nasse Rute war drollig geschwollen, vorne befand sich die zu einem roten Ballon an-

geschwollene Eichel. Er schimpfte mich nochmals aus, dann trollte er sich ins Eck, machte einen Katzenbuckel und versuchte, seine Rute abzuschlecken.

Monika war bei den ersten Versuchen eher neugierig als geil geworden. Aber als ich mit Bellos Rute ein paarmal Mal entschlossen reingestoßen hatte und Bello absetzte, war sie bereits weit, weit weg und rieb konzentriert ihren Kitzler, bis sie zuckte.

Später war Monika sehr still, säuberte sich und wir zogen uns an. Die Freundschaft mit ihr bekam an diesem Tag einen deutlichen Knacks, wir taten zwar noch eine Weile alles Mögliche miteinander, aber es war nicht mehr dasselbe.

Und dann sagte meine Mutter eines Tages beim Abendbrot, sie hätte in der Stadt einen netten Mann kennengelernt und wolle uns bekanntmachen. Er käme am Samstag zum Kaffee zu uns.

Alfred

Ich war nach Andrea's Bemerkung, mein Vater wäre „abgepascht“, ziemlich durcheinander. Später, aber das war schon zu der Zeit, als der Sepp sie manchmal besuchte, sagte meine Mutter beim Abendessen, daß sie etwas Ernstes mit mir besprechen müsse. Vater sei weggegangen und käme nicht wieder. Ich heulte wie ein Schloßhund und lief in mein Zimmer. Es tat furchtbar weh, vor allem, weil er ohne Abschied gegangen war, weil er seinem kleinen Mädchen, wie er mich immer zärtlich genannt hatte, nicht einmal auf Wiedersehen gesagt hatte. Von Mutters Erklärungen, warum und wieso es soweit gekommen sei, hörte ich die Hälfte schon nicht mehr, nur daß er jetzt eine andere Frau habe.

In Wirklichkeit war das alles ganz anders, denn einige Tage später kam Vater vorbei und ging mit mir über die Wiesen und Felder zum Wald hinauf. Nein, nie wäre es ihm eingefallen, ohne ein Wort wegzulaufen, das stimme nicht. Und natürlich würde er mich immer besuchen, wenn ich es wolle, oder ich ihn. Das mit der neuen Frau sei ziemlich kompliziert, sagte er und kratzte sich verlegen am Kopf, aber so sei es eben; er und Mutter würden nicht mehr zusammenpassen, das wisse er ganz genau.

Ich hatte tausend Fragen an ihn, aber ich stapfte schweigend neben ihm auf dem Feldweg. Minutenlang gingen wir schweigend weiter. Irgendwann sagte er, daß es mit der Mutter „so auch nicht“ geklappt habe, „du weißt schon“, sagte er. Sie habe ihn nicht mehr wollen, sie habe „es“ nicht mehr wollen, aber ein Mann brauche „das“ eben. Aber sie wolle „es“ eben nicht mehr. Ich wollte schreien, wollte ihn anschreien, daß das gar nicht wahr sei, daß ja der Sepp alle paar Wochen käme und dann wolle sie es, und hören tu ich sie auch durch die dünne Holzwand, also braucht sie es doch! Aber ich stapfte schweigend neben ihm über den Feldweg, brachte keinen Ton heraus.

Aber mein Vater hielt Wort, er kam regelmäßig vorbei und besuchte hauptsächlich mich. Mit Mutter sprach er nur wenig und

dann auch nur das Allernotwendigste. Bald verdrängte ich mein Leid und empfand die Trennung fast gar nicht mehr als solche, da mein Vater auch zuvor oft wochenlang unterwegs war. Die neuen Freunde, die neue Schule und die neu entdeckten Laster nahmen mich allmählich völlig gefangen, und ich dachte nicht mehr an den Schmerz.

Bis Mutter begann, manchmal nach der Arbeit noch in der Stadt zu bleiben, um ins Kino zu gehen oder mit einer Freundin auszugehen. Sie rief bei Mosers an, die ein Telefon hatten und hinterließ dort, daß sie später käme. Einmal fuhr sie am Nachmittag weg, schminkte und putzte sich recht hektisch und verriet sich, als sie sagte, sie ginge mit einem Freund zum Tanzen, - äh, mit einer Freundin, korrigierte sie mit geröteten Wangen. Aber ich war hellhörig geworden und mein Verdacht bestätigte sich: Mutter hatte einen Freund!

Einige Wochen lang ging das so, auf und ab, und ich vermutete, in den Auf's lernte sie jemanden kennen, in den Ab's trennten sie sich wieder. Bestätigt fühlte ich mich in meinen Vermutungen, weil Sepp nun schon eine ganze Weile nicht mehr zu uns auf Besuch gekommen war. Aber ich achtete nicht sonderlich auf dies alles, war auf meine eigenen Heimlichkeiten konzentriert. Manchmal erzählte Mutter von ihrer Arbeit, erwähnte so nebenbei Alfred, der ein ganz netter Mensch sei, und dann hörte ich immer häufiger von Alfred, der dies meinte und Alfred, der jenes sagte. Alfred hin, Alfred her: ich mußte kein Detektiv sein, um zwei und zwei zusammenzuzählen. Ich ließ mir nichts anmerken, aber ich verachtete damals meine Eltern, die nur durch ihre eigene Dummheit getrennt waren.

Und dann kam der Sonntag, an dem uns Alfred besuchte. Mutter bereitete hektisch die Kaffeejause vor, putzte und wischte die Küche unentwegt und sah immer wieder zum Fenster hinaus, ob er denn schon käme. Er kam dann auch, ein freundlicher, hagerer Mann, der liebevoll den alten, schwarzen Mercedes 180 streichelte, nachdem er ihn abgestellt hatte. Von seinem Wagen hatte ich schon gehört, er war damit eine Zeitlang Taxi gefahren, aber dann hatte sich sein Chef dumm aufgeführt und der Alfred war einfach mit seinem Taxi weggeblieben, und das hat er nun davon, der Chef.

Nachdem die erste Aufregung vorbei war und Mutter den Kaffee aufgewischt und ein neues Tischtuch aufgelegt hatte, wurde es eigentlich eine nette Kaffeejause. Alfred konnte so herrlich Stimmen nachmachen und Geschichten erzählen, daß man gespannt zuhören mußte, bis die Pointe kam und wir dann alle laut lachen mußten. Er war schon weit in der Welt herumgekommen, obwohl er offensichtlich um einiges jünger war als meine Mutter, kannte Salzburg und sogar Wien. Dann lachte er über mein Erstaunen und sagte, er sei in Wien geboren. Er erzählte vom Urlaub in Griechenland und wie er mit einem Lkw nach Istanbul gefahren war, früher einmal. Ich hing an seinen Lippen, denn noch nie hatte uns jemand besucht, der so viel zu erzählen hatte.

Was mich ein wenig störte, war, daß Alfred sich bald so benahm, wie jemand, der hierhergehörte. Wenn er „das Töchterl“ sagte, dann klang das fast, als ob ich seine Tochter wäre. Wenn Mutter aufstand, um etwas zu holen, umfaßte er ihre Taille, als ob sie sein Eigentum wäre. Und als wir ihm das ganze Haus zeigten, da inspizierte er alles, als ob er der neue Eigentümer wäre, bemerkte zu diesem und jenem, daß man das so und so umstellen werde, und hier käme noch das hin, und dort jenes. Es befremdete mich, wie er von uns im Vorbeigehen Besitz ergriff.

Als er weggefahren war, saß meine Mutter noch sehr lange am Küchentisch. Sie sprach immer noch von Alfred und fragte dann, wie er mir den gefallen habe. Anstatt die Wahrheit zu sagen meinte ich, daß er ein sehr netter, freundlicher Mann sei, denn ich wollte meine Mutter nicht verletzen. Ich fühlte, daß sie das von mir erwartete.

In den nächsten Wochen kam sie immer sehr spät heim, und dann eröffnete sie mir eines Tages, daß Alfred in einer komplizierten, verzweiferten Wohnungssituation sei. Sie habe ihm angeboten, er könne vorübergehend bei uns wohnen. Vorübergehend.

Sie hörte mir nicht sehr gut zu, als mir einige Argumente einfielen, wie zum Beispiel, daß wir keinen eigenen Raum für ihn hätten. Sie hatte sich schon alles fein säuberlich zurechtgedacht und bewegte sich nur mehr in ihrem eigenen System. Trotzig kniff ich die Lippen zusammen und half ihr, die Möbel umzustellen und jene, die nicht

unbedingt benötigt wurden, auf den Dachboden zu schleppen. Dann kam der Samstag, und mit diesem Samstag kam auch der alte, schwarze Mercedes, vollgestopft mit Alfreds Habseligkeiten.

Ich stand etwas abseits, als meine Mutter Alfred begrüßte und ihm beim Hineintragen half. Ich stand abseits und verachtete meine Mutter, weil sie mit einem Wildfremden alles genauestens geplant und besprochen hatte und mich im Abseits stehenließ. Schweigend und mit Zornestränen in den Augen ging ich zu Monika. Das war zugleich einer der letzten Nachmittage, daß ich zu Monika lernen ging.

Nachträglich wundere ich mich über meine Reaktion, aber ich bildete mir felsenfest ein, ich müsse mein Zimmer, mein heimatliches Nest gegen Alfred verteidigen. Also fuhr ich nach der Schule direkt nach Hause und ging auf mein Zimmer, lernte viel und lernte wirklich, was sich gut auf meine Noten auswirkte, und hatte dann den ganzen Nachmittag Zeit für mich, mein geheimes Laster und meine Träumereien. In dieser Zeit begann ich auch, dieses Tagebuch zu schreiben.

Üblicherweise fuhr Alfred morgens mit meiner Mutter in die Stadt, abends holte er sie ab. Aber an manchen Tagen ging Alfred nicht zur Arbeit, und da hieß es, leise sein. Mein Schamgefühl gebot mir, gerade an diesen Tagen so leise und vorsichtig zu sein wie es nur ging, damit er nichts hörte. Denn sie beide versuchten auch, so leise wie möglich zu sein, aber ich lag nachts hellwach in meinem Bett und lauschte auf die Geräusche, die aus Mutters Schlafzimmer kamen. Mit der Zeit trotzte und bockte ich innerlich nicht mehr und spielte lange und sanft mit mir, während sie sich nebenan liebten. Immerhin bekam ich den ersten Flaum um die Scham und würde wohl bald auch die Regel bekommen, wie eine richtige Frau.

Manchmal, wenn Alfred nicht zur Arbeit ging, kam er nachmittags in mein Zimmer, um nach mir zu sehen. Meist fragte er Belangloses, ob ich eine Jause wolle oder so, aber wenn ich schon unter meiner Decke lag, dann setzte er sich an den Bettrand und hielt ein belangloses Schwätzchen, meist nur einen Monolog über dies und das, fast immer war es Fußball. Aber nie vergaß er, seine dichtbehaarte Hand auf meine Decke zu legen und mich ein wenig zu tätscheln. Das erste

Mal zuckte ich noch zusammen, weil ich völlig nackt unter der Decke war, aber im Lauf der Zeit schreckte mich sein Getätschel nicht mehr, da er höchstens meinen Schenkel betätscheln konnte, weil ich auf der Seite lag.

Einmal, ich hatte schon fast meinen Höhepunkt erreicht, steckte er seinen Kopf herein und fragte, ob er hereinkommen dürfe, und ich verharrte still, dann war er auch schon im Zimmer. Er schien nicht bemerkt zu haben, daß ich gerade beim Masturbieren gewesen war, aber irgendwie kam ihm meine Stimmung komisch vor, später sagte er das auch. Ich zuckte die Schultern und schwieg bockig. Er setzte sich in seinem verschwitzten Unterhemd auf den Bettrand und tätschelte mich, wie immer. Nun lag ich aber auf dem Rücken und räkelte mich in meiner Geilheit, drückte drängend meinen geilen Körper gegen seine Hand, was ihn sehr irritierte. Weiß der Himmel, was ich in diesem Moment alles angestellt hätte, aber erstaunlicherweise wurde er immer verwirrter und verließ rasch das Zimmer.

Ab diesem Tag, daran erinnere ich mich ganz genau, benahm ich mich ihm gegenüber gemein. Ich provozierte ihn, indem ich ebenso wie er in der Wohnung nur mehr in Unterwäsche herumliefe und sein Gaffen ignorierte. Natürlich wurde ich bei dieser absichtlichen Zurschaustellung selbst geil und genoß es, rasch wieder ins Bett zu gehen und es mir schnell zu machen. Wenn er nun nachmittags hereinkam, ließ ich ein nacktes Bein unter der Decke hervorschauen oder manchmal auch beide, hatte nur die zusammengeknüllte Decke zwischen die Schenkel geklemmt. Nun hatte er größte Mühe, mich zu tätscheln, denn die schützende Decke war nicht mehr da, und meine nackten Beine getraute er sich nicht anzugreifen. Ich hatte seine Grenzen gefunden, Hurra!

Es war ab nun ein leichtes, ihn völlig in Verwirrung zu stürzen. Langsam, aber stetig erhöhte ich das Risiko, plauderte mit ihm über seinen geliebten Fußball und stellte wie unabsichtlich ein Bein auf, so daß er bis zu meiner halben Pobacke und ein klein bißchen Flaum sehen mußte, wenn er sich traute, hinzuschauen. Und das tat er blinzeln, heimlich und war furchtbar verlegen, wenn er mir wieder in die Augen sah. Ich ließ sein Tätscheln schon im Ansatz erstarren, wenn ich ihm ein klitzekleinwenig vom Geheimsten einer richtigen

Frau entgegenhielt. Ein paarmal, wenn er mich mittendrin störte und ich meine Geilheit immer noch lodern fühlte, ließ ich einfach meine Hand unter der Decke auf der Scham liegen, was ihn völlig aus dem Konzept brachte, als er hinsehen mußte. Ich hatte damit Erfolg, denn nun verzog er sich in schöner Regelmäßigkeit ins Schlafzimmer, und dann hörte ich ihn schnaufen und reiben. Ich lachte innerlich über ihn und rieb mich auch. In den Nächten, die diesen Nachmittagen folgten, rammelte er die halbe Nacht lang wie wild und ich konnte meine Mutter laut und glücklich seufzen hören.

Einige Zeit danach wurde ich krank und hatte hohes Fieber. Meine Mutter war sehr um mich besorgt und blieb zu Hause, nahm mich in den fiebrigsten Stunden zu sich ins Bett und hielt mich, bis ich wieder ruhig schlief, während Alfred in meinem Zimmer schlafen mußte. Als das Fieber wieder weg war, schlüpfte ich am Sonntagmorgen in mein langes Nachthemd und schlich zur Schlafzimmertür, wo ich leise klopfte. Dann fragte ich, ob ich zu ihr ins Bett kommen könne. Natürlich, sagte meine Mutter, und ich ging in das dämmrige Zimmer, legte mich neben sie unter die Decke und döste an ihrer Seite, wie immer.

Am Anfang war es die Krankheit, die mich wieder ins Elternschlafzimmer geführt hatte. Nun fand ich Gefallen an dem Gedanken, Alfred wieder ein Stück Heimat abzunehmen, wieder zurückzuerobern. Vielleicht aber wollte ich etwas anderes, aber das war mir zunächst überhaupt nicht bewußt. Jedenfalls lag ich wieder neben meiner Mutter am Sonntagmorgen und hatte sie für mich.

Alfred hatte aber am Sonntagmorgen anderes im Kopf als eine 13jährige Göre, die in „seinem“ Bett neben „seiner“ Frau lag und dort den ganzen Morgen verschlief. Die ersten beiden Sonntage bewies er, daß er ein wirklicher Gentleman war. Am dritten aber hielt es ihn nicht mehr, ich erwachte halb aus meinem Dämmer, als ich meine Mutter zischeln hörte, er solle doch endlich eine Ruh' geben! Doch Alfred ließ nicht locker, und nachdem ich mich weggedreht und meine Augen fest geschlossen hatte, hörte ich ihn, leise und heimlich an Mutter herumfummeln. Mein Herz schlug mir bis zum Hals hinauf, als sie zu protestieren aufhörte. So leise sie auch sein wollten, ich spürte jede ihrer Bewegungen. Ich öffnete meine Augenlider einen

winzigen Spalt weit und sah, daß sie seinen Schwanz in die Hand genommen hatte. Obwohl sie ihn ganz leise und vorsichtig rieb, spürte ich trotzdem, wie die Matratze sich langsam und rhythmisch zu bewegen begann. Es versteht sich von selbst, daß ich mich erst viel, viel später zu räkeln begann und dann „aufwachte“.

Für Alfred war das Eis gebrochen. Sonntag für Sonntag klopfte ich leise an die Schlafzimmertüre, schlüpfte unter die Decke und „schief weiter“. Meine Mutter ahnte, was kommen mußte und flüsterte, er solle noch warten, bis das Kind ganz fest eingeschlafen war, was ich dann auch tat. Manchmal brachte sie ihn zum Verzicht, bis ich wieder gegangen war, aber manchmal auch nicht, wenn sein Drängen zu wild wurde. Dann seufzte sie gottergeben, rieb leise seinen Schwanz und ließ ihn spritzen. Ich fühlte mich böse und verrückt und dachte trotzig, daß sie mich ja auch verraten hatten, war aber zugleich neugierig und tankte viel Geilheit, die ich später in meinem eigenen Bett befriedigte. Besonders geil wurde ich, wenn ich mich nicht wegdrehte, sondern mich an die Mutter schmiegte, den Kopf „schlafend“ unter der Decke verbarg und im schummrigen Dunkel alles genau sehen konnte; wie Mutters Hand den Schwanz auf und ab rieb, ganz langsam und vorsichtig, weil ich ja auch auf ihr lag. Wie die Hand erstarrte, wenn das klebrige Zeugs herausspritzte.

Während der Woche liebten sie sich nun nicht mehr so oft wie früher. Alfred muß etwas Neues eingefallen sein, denn ich hörte ihn lange nesteln und herummachen, bevor sie zu stöhnen und zu ächzen begann. Ich wurde von Tag zu Tag neugieriger, was sie denn taten, klebte wie eine Spinne mit dem Ohr an der Wand und versuchte die seltsamen Geräusche zu ergründen. Meine Masturbationsphantasien überschlugen sich allabendlich, bis ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Mit klopfendem Herzen schlich ich mich zur Schlafzimmertüre, stellte mich im Nachthemd „gähnend“ davor und machte sie schnell auf.

In einem einzigen Augenblick überblickte ich die Situation, dann schloß ich die Türe rasch und murmelte: „Entschuldigung, aber ich konnte nicht einschlafen!“, dann lief ich mit klopfendem Herzen in mein Zimmer.

Als erstes hatte ich Alfreds nackten Arsch gesehen, der hinter der Mutter kniete. Sie kniete mit dem Gesicht zur Wand auf dem Bett und war mit beiden Händen an die Bettpfosten gefesselt. Überrascht blickten sich beide um, und Alfreds steifer Schwanz rutschte heraus. Die Mutter öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber da hatte ich die Türe schon wieder geschlossen.

Am nächsten Morgen erwachte ich, und Mutter saß neben mir auf dem Bett und betrachtete mich ernst, lange und schweigend. Dann sprach sie wie eine Erwachsene mit mir, vielleicht das erste Mal überhaupt. Suchte nach Worten, um die Situation zu erklären. Daß das nichts Perverses sei, sondern es mache Alfred eine zusätzliche Freude, wenn sie gefesselt sei, aber sie sei nicht so fest gefesselt, daß sie sich nicht trotzdem frei fühle. Sie mache das freiwillig mit, eben weil es ihm so wichtig sei. Dann blickte sie mich wieder ernst an und fragte, ob ich das verstehen und akzeptieren könne. Ich schluckte und nickte. Mein schlechtes Gewissen, ihnen hinterrücks aufgelauret zu haben, drückte mich mächtig. In einer plötzlichen Anwendung von Reue umarmte ich meine Mutter und nickte immer wieder schluchzend, daß es mir recht sei.

Ich blieb zurückhaltend und machte mich so klein wie nur möglich. Alfred kam am Nachmittag mitten in mein Spiel hereingeplatzt, merkte aber nichts und setzte sich freundlich auf mein Bett. Redete hin und her und auch vom Fußball, dann aber meinte er kumpelhaft, ich sei doch schon so groß und könne doch ihm und ihr ein bißchen Spaß gönnen. Ich nickte stumm, während er seine Hand mitten auf die Decke zwischen meine nackten Schenkel legte und mich genau auf der Scham tätschelte. „Na, wir sind doch schon groß, nicht wahr?“ meinte er und tätschelte mich noch einmal, wobei die Decke endgültig verrutschte. Ich rührte mich nicht, aber ihm fielen die Augen fast aus dem Kopf, als er meine nackte Spalte sah. Trotz aller Furcht empfand ich einen gewissen Triumph, ihn mit meiner Nacktheit aus der Fassung zu bringen. Dann stand er unvermittelt auf und ging hinüber ins Schlafzimmer, wichen.

Ich zehrte tagelang an diesem Erlebnis, schmückte sie beim Phantasieren und Masturbieren weiter und weiter aus und war damit eine Zeitlang glücklich. Es verflachte langsam, ich suchte aufs neue den

Kick und ging am Sonntagmorgen wieder zum Elternschlafzimmer. Meine Mutter, die das alles ganz anders erlebte, freute sich sehr, daß ihr kleines Mädchen wieder da war.

Diesmal schmiegte ich mich fest an sie und schlief ein bißchen, wachte aber natürlich auf, als Alfred wieder seine Show abzog. Ich lehnte meine Stirn gegen Mutters nackte Brust unter der Decke, damit sie meine Augen nicht sehen konnte und sah zu, wie Alfreds Hand Mutters Bein streichelte und langsam hochstellte. Dann nestelte er an seinem Schwanz und schob ihn langsam, leise und vorsichtig hinein. Obwohl ich vor Scham und Eifersucht beinahe verging, hielt ich den Atem an, als er sich langsam und rhythmisch zu bewegen begann. Sein Schnaufen verriet, wie sehr es ihm gefiel. Aber es gefiel ihm so von der Seite doch nicht, denn er hielt inne und zog sie unter mir weg, drehte sie auf den Bauch. Nun kniete er auf und steuerte seinen Schwanz von hinten hinein, dann stützte er sich ab und verhedderte sich mit einer Hand an meinem Nachthemd. Während er sie bumste, verschob sich das Nachthemd immer weiter hinauf. Ich war wie gelähmt, denn er hatte seine verhedderte Hand ärgerlich freizubekommen versucht und dabei mein Nachthemd bis zum Oberschenkel hochgeschoben.

Alfred versteifte sich, griff mit einer Hand nach meinem Schenkel und schob nun frech mein Nachthemd vollends hoch. Ich lag auf dem Rücken und hatte mir „im Schlaf“ ein Polster über das Gesicht gezogen, blinzelte aber in Wirklichkeit darunter hervor und beobachtete ihn, obwohl ich mich meiner Nacktheit furchtbar schämte. Er machte heftig Liegestütze auf Mutters Popo, die sich ihm entgegenstemmte, in unheimlicher Stille und Heimlichkeit, aber voller Lust. Dann zog er seinen Schwanz heraus, rieb ihn fest und spritzte lange weiße Streifen über Mutters Pobacken, während er grimmig und mit geilem Blick auf meine entblößte Spalte starrte.

Meine Mutter drehte sich um und deckte sich zu, dann erblickte sie mein Nachthemd und zog es wieder ordentlich zurecht. Sie hatte nichts mitbekommen, aber ich platzte fast vor Geilheit und lief bald in mein Zimmer, um bis zur Erschöpfung zu masturbieren. Dieser Punkt ging an Alfred, wie auch die weiteren. Es sollten aber zugleich auch seine letzten sein.

Einige Tage später lag ich nach dem Lernen im Bett, hatte mich schon stark erregt und abgedeckt, als ich auf einmal bemerkte, daß Alfred unter der Tür stand und mir beim Masturbieren zusah. Natürlich deckte ich mich sofort zu und zog mir die Decke über den hochroten Kopf. „Aber, aber“, sagte Alfred jovial und setzte sich auf den Bettrand, „wer wird denn gleich!“, um mir die Decke vom Kopf zu ziehen. Dann hielt er einen Monolog, wie schön das eigentlich sei, vielleicht aber auch nur, um mich zu beruhigen. Dann sagte er, ich solle weitermachen, er sähe das gern, aber ich schüttelte entsetzt und aufgeregt den Kopf, nein, das konnte ich wirklich nicht! Er zog langsam die Decke ganz weg und betrachtete mich von oben bis unten, obwohl es mir unangenehm war und ich meine kleinen Brüste schnell mit den Armen bedeckte. „Na gut, wenn du's nicht magst, okay – aber ich brauche es“ sagte er und mit einemmal knöpfte er sich seine Hose auf. Immer noch aufgeregt starrte ich ihn an, während er sich zurücklehnte und seinen Schwanz rieb. Er blickte mich die ganze Zeit von der Seite an, dann spritzte es ein bißchen und tropfte auf seinen behaarten Bauch. Er lag lange schweigend da und streichelte meine Beine, dann stand er auf und ging. Ich zog mich blitzschnell an und rannte zu Monika, aber ich getraute mich dann doch nicht, ihr etwas zu erzählen.

Er ließ eine Woche oder zwei verstreichen, bevor er mich wieder besuchte. Offenbar wußte er ganz genau, wie lange ich bei den Hausaufgaben saß und wann ich ins Bett schlüpfte, um zu masturbieren. Er kam herein, gerade als mein Orgasmus rollend abgeklungen war und ich noch ein wenig vor mich hinträumte. Leise setzte er sich aufs Bett und zog die Decke weg. Ängstlich sah ich zu ihm, denn ich ahnte, was als nächstes kommen würde, aber er betrachtete mich nur eingehend und lehnte sich dann zurück. Jetzt wußte ich, was kommen würde, und richtig, er zog seine Unterhose ganz herunter und spielte lange an seinem steif werdenden Schwanz herum, bevor er richtig onanierte. Als er schon sehr erregt war, legte er seine Hand auf mein Knie und murmelte, ich solle ihn doch schauen lassen. Ängstlich und verkrampft versuchte ich mich dagegen zu wehren, daß er mein Bein hochstellte und das Knie energisch nach außen bog, aber er war viel stärker als ich. Dann schaute er mir gierig auf den Schlitz und spritzte sich schnell auf den Bauch. Nachdem er sich beruhigt hatte, ging er wortlos hinaus.

Seine Besuche wurden nun regelmäßiger, seine Hemmungen schwanden immer mehr, schon bald zwang er mich, mit gegrätschten Beinen aufzusitzen, während er mir gegenüber saß und wichste. Ich widerstand allen seinen Versuchen, mich zum Masturbieren zu bringen und mir dabei zuzusehen; das ließ mein Schamgefühl einfach nicht zu. Ich fühlte aber, daß der Moment näher und näher kam, da er mir auf die Schenkel und den Bauch spritzen würde, öfter und öfter überlegte ich, ihn an die Mutter zu verraten, aber ich schwankte immer zwischen Abscheu, Neugier und Geilheit hin und her. Obwohl ich von der Situation abgestoßen war und es mir widerlich vorkam, regte es immer stärker meine Phantasie an.

Ich malte mir viele Situationen aus: von Mal zu Mal kam sein Schwanz beim Spritzen näher. Ängstlich schützte ich meine Scheide mit den Fingern, während er inzwischen ungeniert seine Eichel dagegen drückte und spritzte, fühlte aber zugleich die Geilheit und Aufregung, die sein Reiben in meinem Unterleib hervorrief. Manchmal stellte ich mir vor, daß meine schützenden Finger sein Reiben mitmachten und heimlich mitrieben, ohne daß er etwas merkte, aber meine Geilheit wuchs dabei immer mehr und als er sehr bettelte und vorsichtig zu sein versprach, zog ich die Finger beiseite und ließ ihn die Eichel gegen die Schamlippen reiben, ließ ihn direkt auf die Schamfalte spritzen, denn auch ich wurde regelmäßig geil, wenn meine schützenden Finger heimlich ein bißchen mitrieben. Wenn ich stark erregt war, phantasierte ich, daß ich die Hand wegzog, sein wildes Reiben immer mehr zuließ und mich von seiner Eichel, die sich rhythmisch zwischen die Schamlippen preßte, weiter und weiter erregen ließ. Oft stellte ich mir das so geil vor, daß ich mich ein kleines bißchen öffnete und seine Eichel in die Schamfalte hineinstoßen ließ, bekam fast einen Orgasmus während seines ruckartigen, heftigen Spritzens zwischen meinen Schamlippen. In diesem Moment hätte ich ihn alles tun lassen. – Aber wenn die Phantasien vorbei waren, wußte ich, daß das so nicht ewig weitergehen konnte.

Meine Mutter merkte von alledem nichts, sie war völlig ahnungslos. Sonntagmorgen lag ich wieder bei ihr, schlief vermeintlich tief und fest, wenn Alfred sie auf den Bauch drehte und in sie eindrang. Ungeniert deckte mich der Mistkerl auf und begeilte sich an meiner Spalte, während er gleichzeitig Mutter bumste. Brav spielte ich mei-

nen Part als Halbtote mit und ließ ihn alles sehen, ich sah ja auch fasziniert seinem Bumsen zu. Wie meist war er nach ganz kurzer Zeit fertig und spritzte absichtlich hinein, anstatt ihn herauszuziehen.

Ich

An jenem Sonntagmorgen hatte ich völlig vergessen, daß meine Mutter am Samstag zu ihrer erkrankten Schwester gefahren war und abends dortgeblieben war, um bei deren kleinen Kindern zu sein. Ich erwachte aus einem ziemlich wirren Traum und stand verschlafen auf, um ins Elternschlafzimmer zugehen. Ich klopfte und trat ein, als Alfred brummte. Als ich schon unter die Decke schlüpfen wollte, erkannte ich meinen Irrtum und wollte gleich wieder gehen, aber Alfred brummelte, ich könne mich ruhig hinlegen, er beiße ja nicht. Irrendwie mochte ich den Geruch von Mutters Bett und schlüpfte leise unter ihre Decke.

Alfred schlief sofort weiter, sein langsames Atmen machte mich müde, und bald döste ich auch ein. Ich erwachte erst wieder, als ich ihn seufzen und sich unruhig herumwälzen hörte, denn er hatte im Schlaf wieder einen Steifen bekommen. Schläfrig griff er unter die leichte Decke, unter dem der Steife sich wie ein kleines Bäumchen unter einer Schneedecke steil aufgerichtet abzeichnete, und spielte mit diesem Bäumchen. Er lächelte im Schlaf und spielte ein bißchen, bis er erwachte. Er zog die Decke weg und rieb seinen Schwanz, ganz einfach, so. Ich „schief“ ja noch und drehte mich weg, als er mich hart mit der Hand packte und mir das Nachthemd bis zum Hals hochzog. Ich erschrak furchtbar, als er eine Hand auf meinen Oberschenkel legte und weiter an seinem Schwanz rieb. Ich überlegte noch, ob ich nicht besser schnell hinauslaufen sollte, aber packte er mich um die Hüfte und zog mich blitzschnell auf sich, drehte mich auf seinen Bauch. Mein Herz stand beinahe still, mein Atem auch.

Ich lag auf seinem nackten Bauch und versuchte mit beiden Händen freizukommen, aber er zog die Knie hoch und grätschte die Beine, so daß ich rittlings auf ihm wie auf dem Rücken eines Pferdes lag, die gespreizten Innenschenkel fest gegen seine Seite gepreßt. Ich spürte seine behaarte Brust mit meinen kleinen Brüsten und hörte mein Herz laut pochen, als er langsam unter meinem Schenkel hindurchgriff und an seinem Schwanz nestelte. Die andere Hand hielt meinen Popo und drückte mich fest gegen seinen wackelnden Bauch,

ließ meinen Po kreisen und rieb meine Scham an seinen Bauch. Er schnaufte und rieb, ich wackelte mit dem Wackeln seiner Hand mit und spürte, wie sein Schwanz meine Pospalte flüchtig berührte. Für einige Sekunden blieb es dabei, dann fühlte ich, daß er seine Eichel reibend gegen meinen Popo drückte. Meine Angst mischte sich mit einer langsam ansteigenden Geilheit, ich spürte die Nässe seines Schwanzes und meine eigene, bekam rasendes Herzklopfen vom Reiben meiner Scham an seinem Bauch und weil er seine Eichel rhythmisch dagegen stupste und stupste.

Ich werde nie mehr seinen aggressiven, fast bösen Blick vergessen, als er aufhörte und mir mit einem wilden Ruck das Nachthemd abstreifen wollte; natürlich blieb es bei den Armen hängen, aber er riß daran, bis es seitlich einriß. Achtlos ließ er es hängen und packte meinen nackten Rücken, streichelte mich wild und hielt mich an meinen Oberschenkeln fest. Wie ein Frosch lag ich auf ihm, fühlte seine behaarten Hände überall und seinen Schwanz, der fest gegen meine Pofalte und das Schlitzchen stieß. Alles in mir war in wilder Aufruhr, Geilheit kämpfte gegen Herzklopfen, Angst gegen Neugier und Alfreds Hände, deren Streicheln mich wehrlos und ein bißchen geil werden ließen.

Er schob wieder eine Hand unten durch, während die andere meine Spalte streichelte. Wieder rieb er seinen Schwanz, drückte ihn fest gegen mein Schlitzchen, das die andere Hand streichelte und knetete. Ich hätte schreien können, aber ich war zugleich wie gelähmt, als er beide Hände auf meine Pobacken legte und mich tiefer schob. Er schob mich langsam, aber fest nach unten und gegen seinen Schwanz. Ich riß den Mund zu einem stummen Schrei auf, als ich einen stechenden Schmerz spürte. Seine Eichel war mit einem Ruck in mich eingedrungen.

Bevor ich irgend etwas hätte unternehmen oder auch nur denken können, packte und zog er mich an den Pobacken tiefer und tiefer und spreizte meine Schenkel dabei weit auseinander. Dumpf und stumpf drang sein Schwanz tief in mich hinein, der Schmerz lähmte mich. Alfred hielt mich an meinen Popacken, riß mich einige Male wie eine Spielzeugpuppe auf und ab und kümmerte sich überhaupt nicht mehr darum, daß ich inzwischen meine Stimme wiedergefun-

den hatte und aus Leibeskräften schrie. Schrie, weil sein Schwanz mich feucht und glitschig gemacht hatte und eine Geilheit, die mit Angst und Schmerz und Schuld gepaart war, in eine irrwitzige Lust übergang. Er hielt inne und starrte mich mit offenem Mund an, ich fühlte seinen Schwanz in mir pochen und zucken und spürte, wie sein Schwanz spritzte, spritzte und spritzte.

Im selben Augenblick stieß er mich von sich, sein Pfahl riß sich mit einem dumpfem Schmatzlaut von mir los, als ich neben ihn fiel. Ich schrie nochmals erschrocken auf, denn meine Innenschenkel waren ein bißchen blutig. Ich verstummte und sah zu Alfred, der seine Hände vor das Gesicht geschlagen hatte und aus dessen immer noch leicht pochendem Schwanz ein dünner Streifen über die Schamhaare rann.

Nach einigen Augenblicken stand Alfred unvermittelt auf, schnappte seine Kleider und begann sich anzuziehen, dann schnaufte er laut und ging schnell hinaus, knöpfte sich beim Hinausgehen zu. Ich hörte ihn den Wagen starten und davonbrausen.

Ich war leer und verzweifelt; konnte ich gerade vorhin so etwas wie aufsteigende Geilheit verspüren? Ächzend zog ich mein zerrissenes Nachthemd, so gut es ging, zurecht und versteckte mich unter Mutters Decke. Gelähmt, starr und stumm dachte ich über die letzten Minuten nach und versuchte, mich nicht schuldig zu fühlen. Er hatte mich gepackt, er hatte mir das Nachthemd heruntergerissen, er hatte mich vergewaltigt. Das Teufelchen in meinem Ohr flüsterte aber, daß ich ihm doch lustvoll beim Wichsen zugeschaut hatte, daß ich doch ein klein bißchen geil geworden war. Ich blieb liegen und weinte vor mich hin, denn so unrecht hatte das Teuflerl nicht, auch wenn ich mir einreden wollte, daß er, und nur er, mir Gewalt angetan hatte. Ich weinte den ganzen Vormittag, bis die Tür aufging und die Mutter hereinkam. Hereinstürmte, denn sie war sofort in Panik geraten, als Alfreds Wagen nicht vor dem Haus stand.

Ich glaube, sie hat alles im Bruchteil einer Sekunde begriffen. Sie sah mein verheultes Gesicht, das zerrissene Nachthemd und die Blutspuren auf dem Leintuch. Bleich und tonlos setzte sie sich auf den Bettrand und strich die Decke mit einer automatischen Geste und

abwesendem Blick zurecht. Ich begann sofort wieder zu weinen und umklammerte sie voller Verzweiflung; wie sollte ich ihr erklären, daß nicht er allein schuldig war, sondern daß ich es ein bißchen auch war, daß sich das schon seit Monaten anbahnte? Daß er mich „dabei“ erwischte hatte, immer wieder geblieben war und sich ungeniert benahm? Daß ich ihn aber auch provoziert hatte, mit den herausgestreckten nackten Beinen oder wenn ich meine Hand unter der Decke auf meine Scham legte? Daß ich ihnen beiden ungeniert zugeschaut hatte, Sonntag für Sonntag?

Mutter hielt mich schweigend umarmt. Ich fühlte, wie sie tränenlos schluchzte, wie sich ihr Körper verhärtete. Ich schluchzte und heulte, denn es tat mir alles weh, am meisten aber hatte ich Angst, ihr alles zu erzählen. Nach einiger Zeit richtete sich Mutter auf, legte mir beide Hände auf die Schultern und sah mir ins Gesicht. „Ich bringe ihn um!“ sagte sie, und das war das Einzige, was sie an diesem Tag sagte. Wortlos nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir ins Bad, wusch mich sorgsam und weinte stumm, als sie mich abtrocknete. Ich weinte auch und haßte Alfred, denn er hatte mich gepackt, er hatte mir das Nachthemd heruntergerissen, er hatte mich vergewaltigt. Mutter hielt mich lange umarmt und weinte mit mir, dann verkroch ich mich bald ins Bett und wälzte mich unruhig, während Mutter stumm in der Küche saß und wartete.

Alfred kam erst am Abend wieder. Ich wurde wach, als ich lautes Schreien aus der Küche hörte. Ich konnte keinen zusammenhängenden Satz verstehen, weil sie sich dauernd schreiend unterbrachen. Ich wußte aber genau, worum es ging und schnappte einzelne Worte auf. Mutters Drohungen mit der Polizei ignorierte er offenbar völlig, verteidigte sich mit lautem Brüllen, daß die kleine Hure ständig halbnackt herumliefe oder sogar in ihrem Bett liege. Nach und nach spuckte er brüllend Brocken um Brocken alle Geheimnisse heraus, doch meine Mutter schien ihm nicht zuzuhören. Sie werde ihn anzeigen und er werde nicht glimpflich davonkommen, dafür würde sie schon sorgen! Auch meine Mutter konnte laut werden, aber ich habe sie noch nie dermaßen laut schreien gehört.

Anfangs hätte ich am liebsten sterben mögen, ich war noch völlig durcheinander und alles tat mir weh. Mutter schrie ihn nochmals an,

daß er seine Sachen packen und verschwinden solle, sofort, dann knallte sie die Türe zu und ging in den Keller hinunter. Alfred verstummte und ich hörte, wie er mit der Kaffeemaschine hantierte. Irrendwie war er schon ein eiskalter Klotz, wie konnte er jetzt bloß an Kaffee denken! Ich schloß leise meine Zimmertür und warf mich aufs Bett, heulte vor Schmerz und vor Wut über diesen Kerl.

Nach einiger Zeit hörte ich, wie er laut schimpfte, aber Mutter hörte ich nicht. Nur einmal, da schrie sie: „Nun geh, geh doch endlich!“ Dann knallte er die Tür hinter sich zu und fuhr davon. Ich hörte es nur mit halbem Ohr, dann schlief ich wieder ein.

Am nächsten Morgen erwachte ich von lauten Stimmen und fremden Schritten in unserem Haus. Ich zog mir rasch etwas über und ging in die Küche. Die Polizei war gekommen und hatte meiner Mutter mitgeteilt, der Alfred Newrkla sei gestern Nacht im Nehringer Wald in einer Kurve hinausgeflogen und in den Lemmerbach gestürzt. Er sei sofort tot gewesen. Mutter saß mit versteinertem Gesicht am Küchentisch und nickte nur. Dann gingen die Polizisten wieder.

Mutter sprach kein Wort. In mir war ein Sturm unterschiedlichster Gefühle, mein Peiniger tot und recht geschieht ihm, aber der Alfred, Mutters lieber Alfred, war nicht mehr! Ich wußte noch nicht, was das ist, der Tod, und fürchtete mich sehr, wenn jemand starb; wo war er jetzt? Und: wie war er? Ich hatte früher oft darüber nachgedacht, ob der alte Herr Müller, nachdem er gestorben war, immer noch der griesgrämige alte Kinderhasser oder zu einem freundlichen Engerl geworden war? Ich machte den Mund auf und wollte gerade etwas sagen, da sah mich meine Mutter schweigend an und sagte tonlos: „Ich habe ihn umgebracht!“

Ich schrie vor Entsetzen auf, die Gedanken purzelten in meinem Kopf – das durfte nicht wahr sein! Wie hatte sie nur - ? Und wie? Vor allem – hatte nicht ich Alfred umgebracht? War es nicht wegen mir geschehen? War nicht ich es, die das ganze Unheil heraufbeschworen und die Gewalttat provoziert hatte? Ich zitterte, weil ich zum ersten Mal darüber nachdachte, und mir das Angst machte. „Am besten fährst du für ein paar Tage zur Tante Martha, sie kann sich um dich

kümmern, wenn sie mich holen. Und sie werden mich holen, ganz bestimmt!“ Ich sträubte mich, bat und bettelte, bleiben zu dürfen, aber meine Mutter blieb fest, erhob sich und begann, meine Sachen in ihren alten, braunen Pappkoffer zu packen. Dann ging sie zu den Mosers hinüber und telefonierte mit Tante Martha. Als sie zurückkam, sagte sie, daß mich Theresa, meine Kusine, abholen werde. Sie freuten sich alle, daß ich für ein paar Tage bei ihnen wohnen würde. Als ich daran denken mußte, daß mein Vater erst in einigen Wochen von der Auslandsbaustelle zurückkäme, mußte ich wieder verzweifelt weinen.

Dann saßen wir schweigend in der Küche, schauten stumm auf das gemusterte Tischtuch. Zum ersten Mal sah ich meine Mutter rauchen. Ich wollte ihr alles erzählen, das mit dem Masturbieren und dem Alfred, der an meinem Bett gesessen hatte und auch das, daß ich am Sonntagmorgen mich immer nur schlafend gestellt und alles mitbekommen hatte, aber ich hatte einen dicken, würgenden Knödel im Hals und bekam keinen Ton heraus. Ich schwieg, obwohl ich ihr hätte alles erzählen sollen. Aber wir saßen schweigend am Küchentisch, und ich sah meine Mutter zu ersten Mal rauchen.

Ich heulte und wollte meine Mutter gar nicht mehr loslassen, als Theresa mich abholen kam. Dann saß ich schweigend neben ihr im Auto und sah die Bäume und Felder vorbeiflitzen. Theresa hatte überhaupt keine Ahnung vom Drama und plapperte drauflos, daß es mit dem Peter schon aus sei und der jetzige Franz hieße, Bäckerge-selle sei er und ganz, ganz lieb. Sie wohnten im Dachgeschoß und ich bekäme das kleine Zimmer neben ihr, aber diesmal würde ich allein schlafen müssen, kicherte sie und stieß mich augenzwinkernd mit dem Ellenbogen. Dann erst sah sie, daß ich noch immer kein Wort sagte und traurig hinausblickte. Aber ich sagte nichts, obwohl sie eindringlich fragte. Wir fuhren schweigend weiter.

Ich blieb ein paar Tage daheim, Tante Martha hatte eine Verständigung an die Schule geschickt, ich sei erkrankt. Sie wußte Bescheid, aber sie ließ mich in Ruhe und fragte nicht. Nach zwei oder drei Tagen kam sie in mein Zimmer und setzte sich bleich auf meinen Bett-rand. „Sie haben deine Mutter mitgenommen“ sagte sie leise, „sie sa-gen, sie hätte ihn mit Schlaftabletten betäubt, deswegen der Unfall.“

Tante Martha schwieg lange. Dann gab sie sich einen Ruck und meinte: „Wie immer es gewesen sein mag, es ist ihm Recht geschehen, dem Sauhund!“

Ich weinte und sagte nichts. Mutter im Gefängnis! Wegen mir, denn ich war an alldem Schuld. In meinem Kopf hämmerte es immer wieder: Schuld, Schuld, Schuld!

Das Fieber kam in der Nacht, ich lag tagelang im Bett, ohne meine Umwelt wahrzunehmen. Tante Martha war verzweifelt, weil ich weder aß noch trank. Ich schrie, wenn sich die Teufelsfratzen im Traum über mich beugten oder ich in einem makabren Totentanz mit Alfred, meiner Mutter oder Bello, dem Hofhund bei Monika herumgewirbelt wurde. Vage erinnere ich mich an den Dorfarzt, der mich mit kühlen, schmalen Fingern betastete und mir eine Spritze gab. Ich spürte den Einstich überhaupt nicht, lachte wie eine Irre und schlief sofort wieder ein.

Irgendwann, einige Tage später, sank das Fieber. Ich war mager, schmal und kraftlos geworden, konnte kaum aufstehen. Tante Martha sorgte sich liebevoll um mich und schwatzte über dies und das und jenes. Als ich mich kräftiger fühlte, fragte ich, wie es Mutter gehe. Tante Martha wurde sofort wieder ernst und erzählte, der Onkel (ihr Mann) hätte sie besuchen dürfen, sie sei sehr gefaßt. Der Onkel habe den besten Anwalt im Bezirk beauftragt, Mutter zu helfen, über die Kosten wolle man später reden. Ich fragte sie, ob ich meine Mutter auch besuchen dürfe. Tante Martha wußte es nicht, aber sie versprach, zu fragen. Natürlich durfte ich nicht. Außerdem sei ich noch viel zu geschwächt, sagte sie. Ich nickte nur, denn genau das hatte ich erwartet. Aber während des langen Liegens hatte ich viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Der Plan war lange gereift, nun wollte ich ihn ausführen. Ich war zwar noch keine 14, aber ich mußte jetzt wie eine Erwachsene handeln.

Am nächsten Vormittag, während Tante Martha zum Einkaufen in den Ort gefahren war, schlich ich die Treppe hinunter, zum Telefon, das auf der Wand im Vorzimmer hing. Ich wählte und wartete lange, bis sich jemand meldete. Dann wollte ich den Beamten sprechen, der für den Fall Alfred N. zuständig sei. Ich mußte nochmals meinen Na-

men sagen, dann meldete sich eine tiefe, kratzende Männerstimme, die wissen wollte, was ich denn wollte. Eine Aussage machen, sagte ich. Aha, meinte er, und welche? Ich schluckte und würgte, denn es fiel mir nicht leicht, aber endlich stammelte ich: „Ich war es! Ich habe es getan!“

Am anderen Ende der Leitung blieb es still. Ja, ob das alles sei, fragte er und ich hörte sein Feuerzeug schnippen, offenbar zündete er sich gerade eine Zigarette an. „Nein,“ sagte ich, „bitte hören Sie doch zu: ich war es, ich habe das mit dem Alfred gemacht, meine Mutter hatte damit gar nichts zu tun! Sie ist unschuldig!“

Wieder war es unheimlich still, ich war das Telefonieren auch nicht gewöhnt und fand die Pausen verwirrend. „Meine Mutter war es nicht, ich war es!“ schrie ich wieder in den Hörer, „können Sie das verstehen? Sie müssen sie freilassen, sie hat nichts davon gewußt!“ Er unterbrach: „Wart mal, wart einen Moment“, dann wieder diese völlig lähmende Stille. Ich wartete und zitterte vor Angst. Ich konnte hören, wie er mit jemandem im Hintergrund sprach.

Dann war die Stimme wieder da. „Wo wohnst du jetzt?“ Ich sagte ihm Tante Marthas Adresse. „In Ordnung. In einer Viertelstunde kommt eine Beamtin zu dir. Gehe nicht weg, bleib daheim! Kann ich mich darauf verlassen?“ Ja, wisperte ich und legte den Hörer wieder auf die Gabel. Ich blieb barfuß und im Hemd neben dem Telephon stehen. Endlich, endlich hatte ich meine Mutter gerettet! Ich stand da und ließ die Gedanken durch meinen Kopf wirbeln, daß die Mutter endlich frei sei und daß ich jetzt die Schuld eingestehen konnte.

Die Türklingel summt. Ich sah eine schlanke Frauengestalt durch die Glasscheibe und öffnete. Die junge Frau sah mich forschend an, dann sagte sie, sie hieße Frau Ehmer und arbeite bei der Polizei. Ob ich dort gerade angerufen habe? Ja, nickte ich und ließ sie eintreten. „Ich muß gleich mit, nichtwahr?“ fragte ich und ärgerte mich ein wenig, weil mir schon während dieser Frage die Tränen hochstiegen und die Kehle zuschnürten. „Ach, das hat noch Zeit“, sagte Frau Ehmer, „vielleicht setzen wir uns mal hin und du erzählst mir einfach alles, in Ordnung?“ Ich nickte, sah dann an mir herunter. „Ich bin noch im Nachthemd,“ sagte ich völlig überflüssigerweise. Frau Eh-

mer lächelte. „Dann ziehen wir uns etwas an, gut?“ Ich nickte und stieg die Treppe hoch, Frau Ehmer dicht hinter mir. „Ist das dein Zimmer?“ fragte sie, nachdem sie sich kurz umgesehen hatte. „Ja,“ antwortete ich und verbesserte schnell: „nein, das ist nur, solange meine Mutter nicht da ist, ich habe daheim mein eigenes Zimmer.“ Verflucht, ich weine schon wieder! „Na, dann warte ich mal draußen, bis du mit Anziehen fertig bist“ sagte Frau Ehmer und ging vor die Tür, die sie aber offenließ. „Und laß mich nicht allzulang warten!“ meinte sie und lächelte schelmisch, „ich muß bald weiter!“ Rasch zog ich mich an und fuhr mit einer Bürste durch mein Haar. „Fertig!“ sagte ich zu Frau Ehmer, die erstaunt auf den braunen Pappkoffer in meiner Hand blickte.

Etwas unsicher sagte ich: „Ich komme ja mit!“ Sie schwieg immer noch, und Pausen hasse ich, wirklich. „Ich habe alles fürs Gefängnis, es war ja sowieso noch alles eingepackt“ stotterte ich und wollte hinuntergehen, aber Frau Ehmer meinte: „Also, zuerst mußt du mir alles genau erzählen, dann sehen wir weiter!“ Freundlich, aber bestimmt nahm sie mir den Koffer aus der Hand und stellte ihn neben die Türe, dann nahm sie mich sachte bei der Hand und führte mich zum Bett. Ich setzte mich, Frau Ehmer setzte sich an den Tisch und sah mich an. „Deiner Mutter geht es ganz gut, unter diesen Umständen“ begann sie und sah mir gerade in die Augen, „sie ist sehr stark und erträgt es mit Stolz. Daß sie den Mann, der dich vergewaltigt hat, mit Schlaftablette betäubt hat, wird nur schwer zu beweisen sein, außerdem wird das Gericht in diesem Fall Milde walten lassen. Es ist kaum zu erwarten, daß sie verurteilt wird, und wenn, dann höchstens für ein paar Monate. Weißt du, da gibt es wichtige Unterschiede zwischen Mord und Totschlag oder Tötung im Affekt.“ Frau Ehmer machte eine Pause, dann ergänzte sie: „Der Anwalt wird sich sicher ordentlich ins Zeug legen, da bin ich mir ganz sicher.“

Wir schwiegen, und ich versuchte den Sinn ihrer Worte genau zu verstehen. Frau Ehmer zappelte auf ihrem Stuhl, dann fragte sie, ob sie rauchen dürfe. Geistesabwesend nickte ich, denn ich dachte darüber nach, was sie mir eigentlich sagen wollte. Ich raffte meinen ganzen Mut auf und fragte: „Was bedeutet das alles?“

Sie lächelte. Angriffslustig blies sie den Rauch aus dem Fenster, bevor sie antwortete: „Das bedeutet, daß du dir keine Geschichte ausdenken mußt, um die Schuld an Alfreds Tod auf dich zu nehmen. Die Polizei weiß ganz genau, daß er Schlaftabletten in seinem letzten Kaffee getrunken hatte und dann beim Fahren ohnmächtig wurde. Was sie nicht genau weiß, wer sie in den Kaffee getan hat. Genauso gut kann er sie selbst genommen haben, alkoholisiert war er ja außerdem. Aber die Tabletten gehörten deiner Mutter, das ist erwiesen. Und ihr beharrliches Schweigen macht uns die Sache nicht leichter.“ Sie machte eine kleine Pause und beobachtete mich scharf. „Was wir aber gar nicht brauchen können, ist eine Lügengeschichte, die du uns aufischt. Das kann unter Umständen deiner Mutter sogar schaden.“

Ich erschrak. Ich wollte meiner Mutter doch nicht schaden! Mein Plan schrumpfte in einer Sekunde zu einem winzigen, unbedeutenden Punkt zusammen. Frau Ehmer ließ mich ausweinen, legte ihre Hand um meine Schulter und beruhigte mich mit freundlichen, verständnisvollen Worten. Behutsam fragte sie mich, ob ich über alles sprechen könne und machte sich kleine Notizen, während ich stockend und holprig über die ganze Alfred-Geschichte berichtete. Manchmal sagte sie, ich brauche nicht alles so detailliert zu schildern, wenn es mir schwer falle, denn sie würde nur die für die Ermittlung relevanten Dinge weitergeben, auf keinen Fall alles.

Als Tante Martha wiederkam, fragte Frau Ehmer, ob sie mich zu Mutter mitnehmen könne. Ich jauchzte und durfte meine Mutter besuchen, die mich lieb anlächelte und dann streng sagte, ich solle keine solchen dummen Sachen erzählen, daß ich es gewesen sei und so weiter. Und die gute Nachricht sei, daß der Anwalt meine, sie bald herauszubekommen. Dann überlegte sie kurz und setzte hinzu: „Auch, wenn wir beide die Wahrheit wissen.“

Es kam auch so, aber nur in etwa. Vater kam und sorgte sich rührend um mich, im Herbst kam ich in die Oberstufe und Frau Ehmer war gar keine richtige Polizistin, sondern eine Psychologin, die mich danach viele Monate lang betreute. Das Gericht verurteilte meine Mutter zu fünf Jahren, ließ sie aber nach drei Jahren frei. Mein Vater und ich besuchten sie, so oft es ging, und an meinem 17 Geburtstag erfüllten sie mir den einzigen Wunsch, den ich hatte: daß wir alle

drei gemeinsam und vor allem daheim feierten. Sie brauchten noch ein Jahr, um wieder zueinander zu finden.

Ich brauchte aber noch einige Jahre, bis ich diese Katastrophe verarbeitet hatte. Und noch länger sollte es dauern, bis ich darüber schreiben konnte.